Frankfurter Illustrierte

4. April 1959 · Nr. 14 • 50 Pf
Frankfurt am Main · 47. Jahrgang · Österreich S 4.-

Hinter den Kulissen der Reichskanzlei:

Der Königsmord von Marseille

Neuer Roman von Inge Rösener:

Herz ohne Leine

Segelschulschiff „Gorch Fock":

Ein alter Zopf?

„Ich spucke gegen den Wind" heißt Marion Michaels nächster Film. Aus dem Nackedei „Liane" ist durch Schauspielunterricht eine junge Filmdarstellerin geworden, die Chancen verdient

Sa 109 Z



Wie herrlich sie bräunt!

Schon beim Zerlassen — welch appetitlicher Duft!

--- und wie gut alles schmeckt!

Probieren Sie es aus!

Mit der neuen Sanella macht das Kochen wirklich Freude: Schon wenn Sie ein Stück Sanella zerlassen, steigt ein appetitlicher Duft auf! Wie herrlich sie bräunt! Ob Sie kochen, braten, schmoren oder überbacken - oder ob Sie Brote streichen: Mit der neuen, feinen Sanella schmeckt alles noch mal so gut! Diesen vollendet feinen Geschmack haben Sie sich schon immer gewünscht!



Für gute Küche - die feine Sanella

Frankfurter Illustrierte
Nr. 14 vom 4. April 1959



Lieber Leser!

Da liegt eine Nackedei-Dame auf dem Rücken eines Stieres. Sie liegt hingegossen wie auf einem Sofa, und man sieht ihrem Gesicht an: es macht ihr gar nichts aus, daß der Stier dahinstiebt. Darin gleicht sie jener Göttin, die auf einer der Holzstich-Montagen des Surrealisten Max Ernst keine Miene verzieht, obschon ihr ein Tiger ins Bein beißt. Die Dame, von der wir reden, trägt eine Milchglaskugel in der Hand, wie man sie in alten Katalogen für Gasglühlichter sieht. Es kann aber auch die Sonne sein.

Wo, um alles in der Welt, trägt sich solches zu? Es trägt sich auf unseren Fünfmarkscheinen zu. Und wie ist es auf den anderen?

Auf dem Zehnmarkschein ist ein allegorisches Trio versammelt. Zu Füßen einer Justitia ohne Augenbinde lagert, unter anderem, ein junger Mann mit einem englischen Stahlhelm auf dem Haupt. Er betrachtet ein Zahnrad, das er in der Rechten hält. In der Linken hat er einen Hammer; offenbar sinnt er darüber nach, ob er das Rad zertrümmern soll.

Was den Zwanziger betrifft, so findet sich auf ihm die Schwester des Linkshänders, eine breit hingelagerte Juno, Linkshänderin auch sie (es muß in der Familie liegen), sie hält einen Lorbeerkranz umklammert und blickt gleichgültig über einen Jüngling hinweg, der, an einen Amboß gelehnt, nach dem Kranz greift. Mit der Linken.

Dies alles könnte aus den 80er Jahren sein. Die Scheine kamen 1948 mit der Währungsreform zu uns. Damals war uns gleichgültig, was auf ihnen abgebildet war. Hauptsache, man konnte sich Butter, elektrische Kocher und Fensterscheiben dafür kaufen. Jetzt sind wir empfindlicher geworden. Die Ankündigung, daß demnächst neues Geld kommt, erfüllt uns mit Freude, aber auch mit Sorge, es könnten die Allegorien wieder triumphieren.

Es gibt so viele gute Graphiker in Deutschland. Es gibt so viele berühmte Männer, die ein Bild verdienen. Es gibt so viele Kunstwerke, die man auf schickliche Weise ins Volk bringen könnte. Na, macht mal was Schönes! Das wünscht

Ihre Redaktion



Abschied vom großen Bruder

Das Kind starrt in das frische Grab. Was ist das: „tot"? Viel versteht es noch nicht, aber daß der Toni da unten aus dem dunklen Kasten in der Grube nicht wieder herauskommen wird, das spürt es voller Angst.

Der Toni Mark war ein fröhlicher Bursch, so kalt und grimmig er dreinschauen konnte. Das 25. Lebensjahr brachte ihm Triumph und Tod. Er wurde Österreichischer Skimeister und zerschellte bald danach auf einer der furchtbaren weißen Rennbahnen, die man in die Berge gelegt hat, dem Publikum zur großen Schau. Er war der zweite Tote in vier Wochen; der erste hieß Semmerlink und kam aus Kanada.

Viele Menschen, Trauermusik, Fahnen. Eine hält der Josl Rieder umklammert, der grazile Weltmeister Österreichs. Der große Bruder wird nicht mehr heimkommen. Er wird das kleine Mädchen nicht mehr hochheben oder hinausstemmen mit seinen starken Armen.

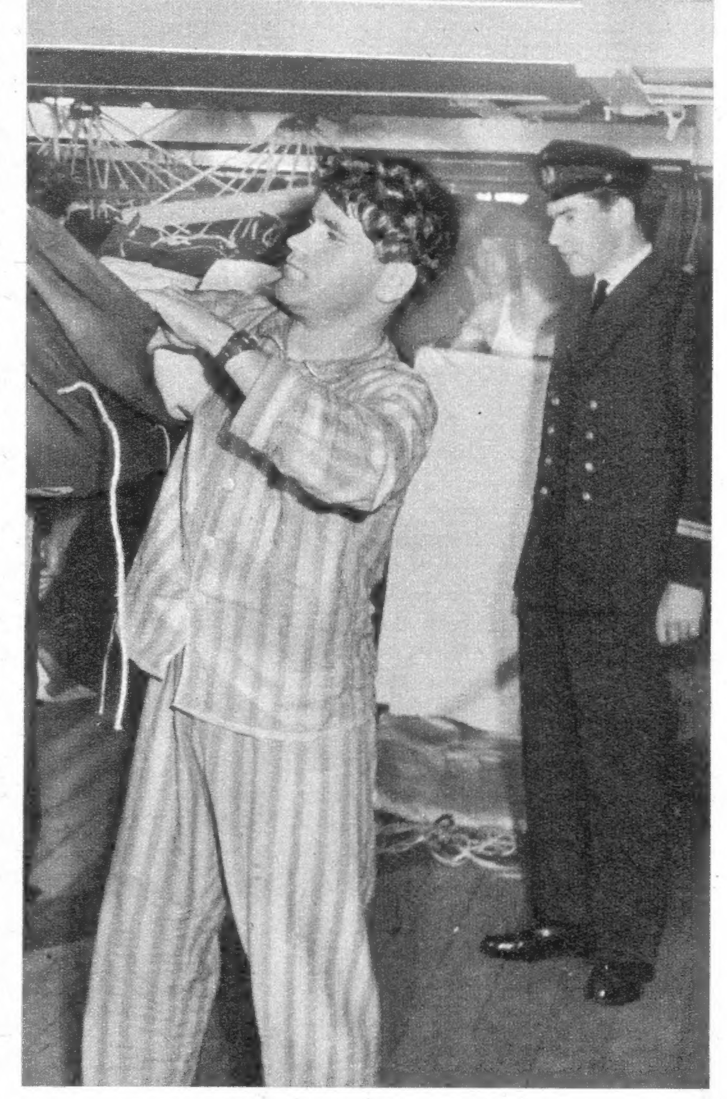
Der Toni hat viel vorgehabt. Zuerst einmal die olympischen Kämpfe in Squaw Valley. Und nun dies: der Kirchhof im Heimatdorf Saalfelden bei Zell am See. Ab und zu wird man den Namen Toni Mark noch in den Zeitungen lesen, das geht vorbei. Und eine Weile wird ein kleines Mädchen noch Blumen bringen.



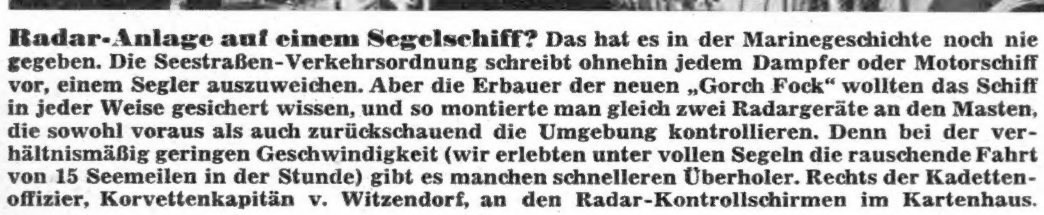
Segelschulschiffe:

Ein alter

Sylvester Wöhler und Jack Hochscheid untersuchen die Gründe für den kostspieligen „Gorch Fock"-Neubau



Reise, Reise! Überall zurrt Hängematten! Zwar werden auf allen Schiffen der Bundesmarine die Matrosen mit diesem Signal des wachhabenden Maaten geweckt, aber nur noch auf der „Gorch Fock" gibt es das klassische, schaukelnde Seemannsbett. Sowohl das Aufhängen und das morgendliche Verpacken als auch das Hineinklettern und ruhige Darinschlafen wollen gelernt sein. Wer sich aber erst einmal daran gewöhnt hat, schwört auf diese „Traumschaukel" und möchte sie später aus seinen Schulschiffs-Erinnerungen nicht missen.



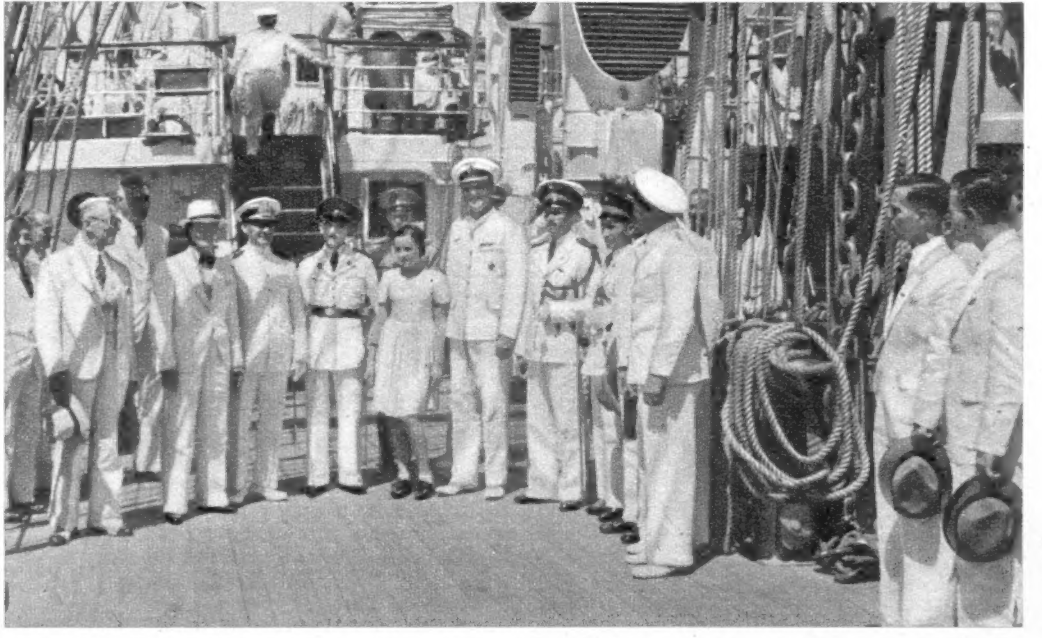
Radar-Anlage auf einem Segelschiff? Das hat es in der Marinegeschichte noch nie gegeben. Die Seestraßen-Verkehrsordnung schreibt ohnehin jedem Dampfer oder Motorschiff vor, einem Segler auszuweichen. Aber die Erbauer der neuen „Gorch Fock" wollten das Schiff in jeder Weise gesichert wissen, und so montierte man gleich zwei Radargeräte an den Masten, die sowohl voraus als auch zurückschauend die Umgebung kontrollieren. Denn bei der verhältnismäßig geringen Geschwindigkeit (wir erlebten unter vollen Segeln die rauschende Fahrt von 15 Seemeilen in der Stunde) gibt es manchen schnelleren Überholer. Rechts der Kadettenoffizier, Korvettenkapitän v. Witzendorf, an den Radar-Kontrollschirmen im Kartenhaus.

Zopf?

„Die Frage nach der Berechtigung von Segelschiffen in unseren Tagen gleicht im Grunde jener, ob es wohl zweckmäßig sei, heute noch tote Sprachen wie Griechisch und Latein in den Schulen zu lehren. In beiden Fällen ist die humanistische, traditionelle Erziehung wesentlich, die dem wachsenden Materialismus und der Unkultur dieser Zeit entgegenwirkt." So überzeugend antwortete uns der Kommandant, Fregattenkapitän Wolfgang Erhardt. Als Sohn eines Philosophie-Professors sticht er, vielbelesen, klug und humorvoll angenehm von so manchem seiner Bundeswehr-Kollegen ab. Ihm zur Seite steht für die Zeit der Schifferprobung ein alterprobter Fahrensmann, „Käptn" Kühn, der nach seinen lebenslangen Segelschiffserfahrungen die Werft beim Bau der „Gorch Fock" beriet. Er verurteilt den Rummel um das „Pamir"-Unglück und verweist mit Recht auf die vielen tausend Dampf- und Motorschiffe, die alljährlich sang- und klanglos, unbeachtet von der Presse, untergehen. Käptn Kühn hat übrigens den Untergang des gekenterten Schulschiffes „Niobe" überlebt und hält einen solchen Fall bei der neuen „Gorch Fock" für undenkbar. „Wer einer möglichen Gefahr nicht ins Auge sehen kann, der soll gar nicht erst an Bord gehen!" lautet sein Grundsatz, mit dem er viermal die Welt umsegelte und ungezählte Stürme gesund überstand. Zweifellos findet auch heute noch der Nachwuchs unserer kleinen deutschen Küstenschutz-Flotte keine bessere Schule für den Kampf mit den Elementen, die in solchem hohen Maße Geistesgegenwart, Mut und Gemeinschaftsgeist abfordert.



Ein Zivilist an Bord ist der „Wetterfrosch", Regierungsrat Dr. Prager, dem die meteorologische Bordstation untersteht. Auch diese Einrichtung hat es noch auf keinem Segelschiff gegeben. Sie soll durch genaue Wetterkontrolle und Beobachten der Sturmwarnungen dazu beitragen, daß ein Zusammentreffen wie etwa jenes der „Pamir" mit dem Orkan „Carrie" möglichst vermieden wird. Praktisch gibt es also an Bord jede erdenkliche Vorkehrung, und die hohen Kosten der Instrumente und Funkgeräte werden durch das Gefühl gerechtfertigt, alles für einen möglichen Ernstfall und das Leben der künftigen jungen Ausbildungs-Besatzung getan zu haben.



Schulschiffe sind Botschafter des guten Willens, und insofern war das Einlaufen in die Häfen ferner Länder immer ein festliches Ereignis, das einem Staatsbesuch gleichkam. Der Unterschied zwischen weißen Segeln und drohenden Kanonenrohren wurde stets als wohltuend empfunden, und straffe Disziplin ist nicht nur auf Kriegsschiffen üblich, sondern gehört notwendigerweise allgemein zum Bordleben. Auf unserem Bild sieht man hohen ausländischen Bordbesuch in Begleitung deutscher Diplomaten während einer Weltreise der alten „Gorch Fock", die nach dem Kriege von den Russen beschlagnahmt wurde und heute unter dem Namen „Towarisch" als sowjetisches Schulschiff dient. Auch aus diesem Grunde ist der Neubau eines Segelschulschiffes trotz der ziemlich hohen Kosten begrüßenswert.



Schönheit ist ihr Kapital . . .

Christine ist sozusagen die Audrey Hepburn des Hauses Dior. Ihre Ähnlichkeit mit der Filmschauspielerin ist frappant. Als Audreys Typ vor einigen Jahren Mode wurde, „entdeckte" man auch Christine. Erst führte sie in ihrer Heimatstadt London Kleider vor, jetzt in Paris, wo sie sich so gut eingelebt hat, daß sie nicht mehr weg möchte. Über die Zukunft macht sie sich keine Gedanken. Vorläufig hat sie nur drei Hobbys: ihren Beruf, Schallplatten von Frank Sinatra und ihre Kakteen.



Livia Man ruft sie wie alle ihre Kolleginnen mit dem Vornamen, und dieser Vorname stimmt nicht einmal bei ihr, obwohl er gut zu ihrem dunklen, mediterranen Typus paßt. Eigentlich heißt sie Linda und stammt aus London. Sie denkt gar nicht daran, auf den imaginären reichen Mann zu warten. Sie studierte Literatur und Philosophie, ehe sie Mannequin wurde, und wurde Mannequin, um weiterstudieren zu können. Mit Karine, der ebenso intellektuellen Kollegin aus dem Hause Dior, teilt sie eine kleine praktische Dachwohnung mit „Hühnerleiter" in das obere Gemach. Die Zimmer sind bei beiden in der Hauptsache mit Büchern möbliert, und beide haben das gleiche Ziel: weiterzustudieren und später in einem Verlag zu arbeiten.

müßte man sein

... so heißt das Motto unseres Tatsachenberichtes, der das Leben berühmt gewordener Mannequins schildert. Aber nicht jedem Mannequin gelingt der Sprung vom Laufsteg in die große Welt. Diese jungen Damen, die ihr Gewerbe lächelnd und scheinbar schwerelos verrichten, finden nicht alle wie die Begum den Märchenprinzen, der sie im Rolls Royce entführt. Die Träume aus Tüll, Spitze und Organdy, in denen sie Damen mit großen Bankkonten zum Kauf animieren, sind für sie Berufskleider, die sie sich selber nicht leisten können. Sie wohnen nicht in Palästen, sondern in kleinen Dachwohnungen oder Appartements, genau wie die Sekretärin, die hinter der Schreibmaschine seufzt: „Ach, Mannequin müßte man sein." Von einigen der Mannequins großer Pariser Modehäuser ließen wir uns zeigen, wie sie wohnen und erzählen, was sie vom Leben erwarten.



Caroline ist ein sportliches Mädchen, das das Pilotenexamen abgelegt hat. Sie wuchs auf einer Farm in Kenia in Ostafrika auf, läuft zu Hause am liebsten in Bluejeans, den dunkelblauen Farmerhosen, herum und schneidert selbst. Bei einer Ferienreise nach Rom wurde ihr zum erstenmal von einem Modeschöpfer der Vorschlag gemacht, Mannequin zu werden. Damals war sie sechzehn und zu jung für diesen Beruf. Vier Jahre später stand sie dann auf dem Laufsteg des Hauses von Lanvin-Castillo.







Svetlana lieferte das Beispiel für eine Blitzkarriere als Mannequin. Ihre Eltern — russische Emigranten — leben in Kairo. Vor drei Jahren machte sie mit einer Reisegesellschaft einen Fünftagetrip nach Paris. Am vierten Tag bewarb sie sich — mehr zum Spaß — bei Dior als Mannequin und wurde auf der Stelle engagiert. Svetlanas berufliche Stärke ist das Vorführen großer Abendkleider, ihre private Schwäche das Kochen leckerer, oft viel zu kalorienreicher Gerichte. Sie und die anderen, die wir hier zeigten, gehören heute zur internationalen Spitzengruppe eines Berufs, der glanzvoller erscheint, als er tatsächlich ist. Schnell ist die Karriere eines Mannequins zu Ende, und was dann? Es wartet nur selten der berühmte Märchenprinz.

Lesen Sie dazu auch unseren Bericht auf Seite 34

Man spricht davon

Wie stark ist



Ein Rechenfehler kann die Katastrophe auslösen

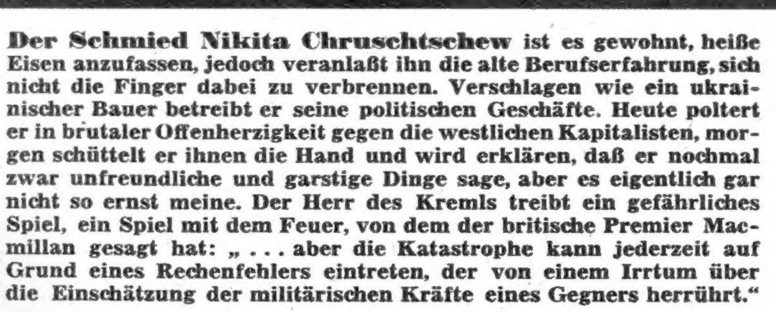
★ „Vergessen Sie nicht, daß jede beliebige Stadt in Amerika von russischen Raketen getroffen werden könnte." Worte Nikita Chruschtschews, hart und unmißverständlich. Und dennoch: Sind es die Worte eines Mannes, der sich stark und sicher fühlt? Die Drohung ist die Mutter der Schwachheit, heißt ein altes russisches Sprichwort.



Der Schatten der russischen Massenheere hat seit Jahrzehnten Entscheidungen der europäischen Kabinette beeinflußt. Vor dem ersten Weltkrieg sprach man von der „russischen Dampfwalze". Nach der Revolution von 1917 wurde die „Rote Armee" der unheimliche, unwägbare Machtschatten des Diktators Stalin. Zweimal geriet der Glaube an die Unbesiegbarkeit des russischen Völkerriesens ins Wanken – 1914 bei Tannenberg, 1941 in den Kesselschlachten zwischen Peipus-See und Schwarzem Meer.



Heute droht die Sowjetunion mit Raketen und H-Bomben. Die militärische Situation ist freilich nicht mit der von 1914 oder 1941 zu vergleichen, aber gerade darum drängt sich die Frage auf: Kann der Herr des Kremls einen Krieg überhaupt riskieren?



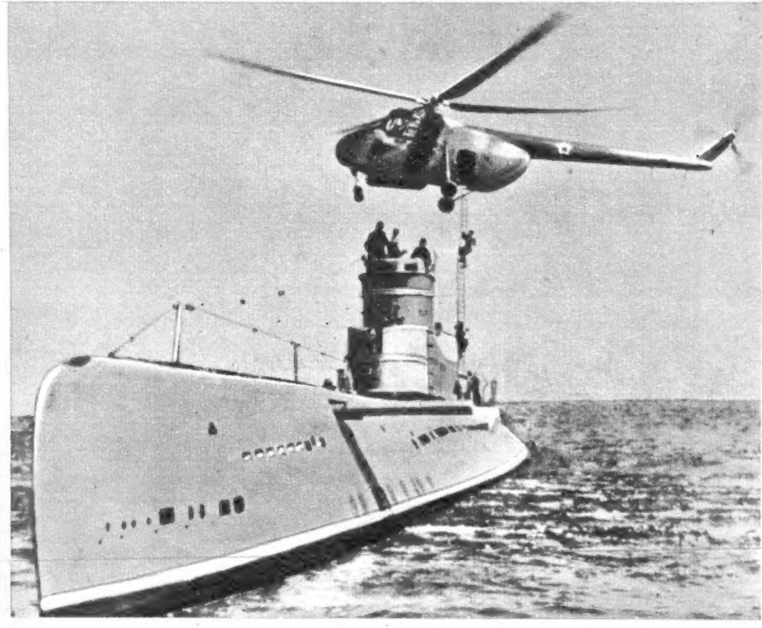
Der Schmied Nikita Chruschtschew ist es gewohnt, heiße Eisen anzufassen, jedoch veranlaßt ihn die alte Berufserfahrung, sich nicht die Finger dabei zu verbrennen. Verschlagen wie ein ukrainischer Bauer betreibt er seine politischen Geschäfte. Heute poltert er in brutaler Offenherzigkeit gegen die westlichen Kapitalisten, morgen schüttelt er ihnen die Hand und wird erklären, daß er nochmal zwar unfreundliche und garstige Dinge sage, aber es eigentlich gar nicht so ernst meine. Der Herr des Kremls treibt ein gefährliches Spiel, ein Spiel mit dem Feuer, von dem der britische Premier Macmillan gesagt hat: „... aber die Katastrophe kann jederzeit auf Grund eines Rechenfehlers eintreten, der von einem Irrtum über die Einschätzung der militärischen Kräfte eines Gegners herrührt."



Unbarmherzig hart ist die Ausbildung des Rotarmisten. Hart sind auch die Gesichter dieser Kämpfer für die Weltrevolution. Wir Deutschen kennen diese Gesichter, wir sehen sie noch vor uns, die lehmbraunen Uniformen und hören den gellenden Ruf „urräh, urräh"! Wir haben vor Leningrad, in den Sümpfen des Wolchow und in den Trümmern Stalingrads erfahren müssen, daß der russische Soldat zäh, ausdauernd und genügsam ist, militärische Tugenden, die auch im Zeitalter des Atomkrieges zählen. Und die Männer im Kreml wissen, daß man zum Kriegführen zwar Geld und nochmals Geld, aber auch Menschen braucht, trotz Raketen und Wasserstoffbomben. Weiß jedoch die Öffentlichkeit des Westens, daß die Zahl der Sowjetdivisionen heute größer ist als 1945?

Chruschtschews Armee?

Stählerne Ungetüme rollen drohend über den Roten Platz in Moskau. „Raketen-Kanonen", erklärten die Russen mit undurchdringlichem Gesicht auf die Fragen der ausländischen Militärattachés. Die Sowjets pflegen bei jeder Gelegenheit ihre militärische Macht demonstrativ zu zeigen, aber selten hat auch ein Land seine militärischen Geheimnisse so zu hüten gewußt wie Rußland. Umgekehrt haben die Sowjets mit Hilfe eines umfangreichen Spionageapparates wertvolle militärische und technische Geheimnisse des Westens in die Hand bekommen. die wesentlich dazu beigetragen haben, den amerikanischen Rüstungsvorsprung aufzuholen. Heute allerdings weiß man auch im westlichen Lager über die sowjetischen Geheimwaffen, über die riesigen unterirdischen Flugzeughangars oder über die Abschußrampen des sowjetischen „Raketengürtels" in den Satellitenstaaten außerordentlich gut Bescheid. Einzelheiten darüber werden wir in unserem nächsten Bericht veröffentlichen.



Die größte U-Boot-Flotte der Welt besitzt die Sowjetunion, allein in der Ostsee schwimmen 305 U-Boote. Aber erst in ein oder zwei Jahren wird die russische Kriegsmarine ihr erstes Atom-U-Boot in Dienst stellen. Hat der Westen jedoch die „roten Haie" im Ernstfall zu fürchten? Gefährlich könnten sie als schwimmende Abschußrampen für Raketen werden. Viele Boote sind veraltet, zudem sind die Ortungsmethoden und Abwehrwaffen, die schon im zweiten Weltkrieg den U-Boot-Einsatz sehr erschwert haben, verbessert worden.



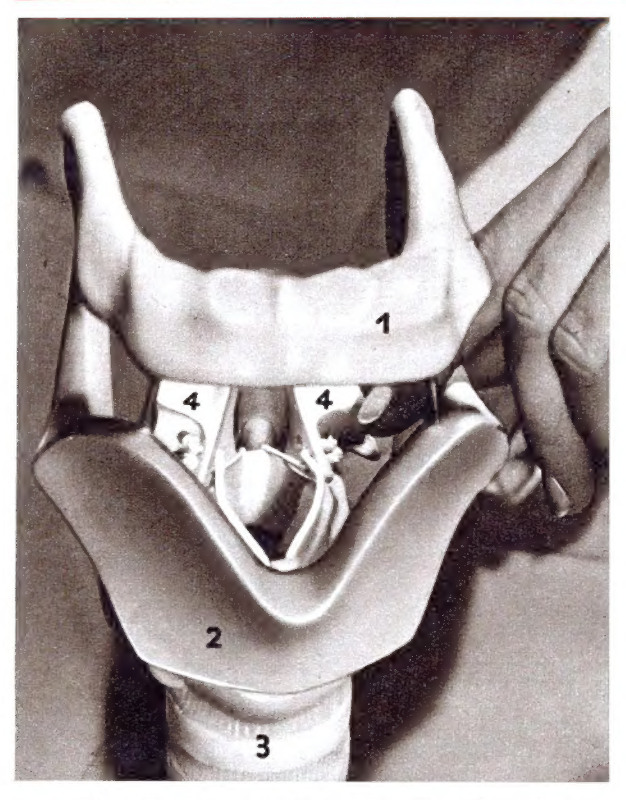
Wissen sie, wie stark Nikita Chruschtschew ist? Schweigend, kritisch, staunend beobachten die ausländischen Militärattachés eine Luftparade der neuesten sowjetischen Düsenjäger über Moskau. Die Russen haben in den letzten Jahren große Anstrengungen unternommen, um den amerikanischen Vorsprung aufzuholen. Das ist den Militär-Experten nicht verborgen geblieben. In ihren Geheimberichten sind die Schwächen und Stärken der „Roten Armee" sehr genau registriert. Sie kennen die Zahl der Divisionen, die Zahl der Flugzeuge und der Panzer, sie kennen aber auch die Achillesferse des sowjetischen Völkerriesens. Rußland ist nicht unverwundbar, das weiß auch Nikita Chruschtschew, der am „Rand des erlaubten Risikos" entlangbalanciert.

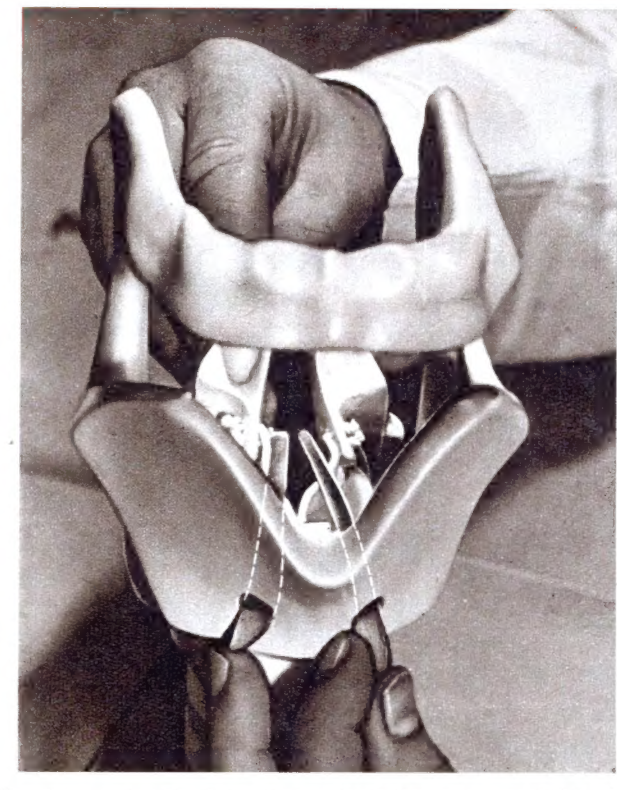
Im nächsten Heft: Wenn Chruschtschew auf den Knopf drücken würde...

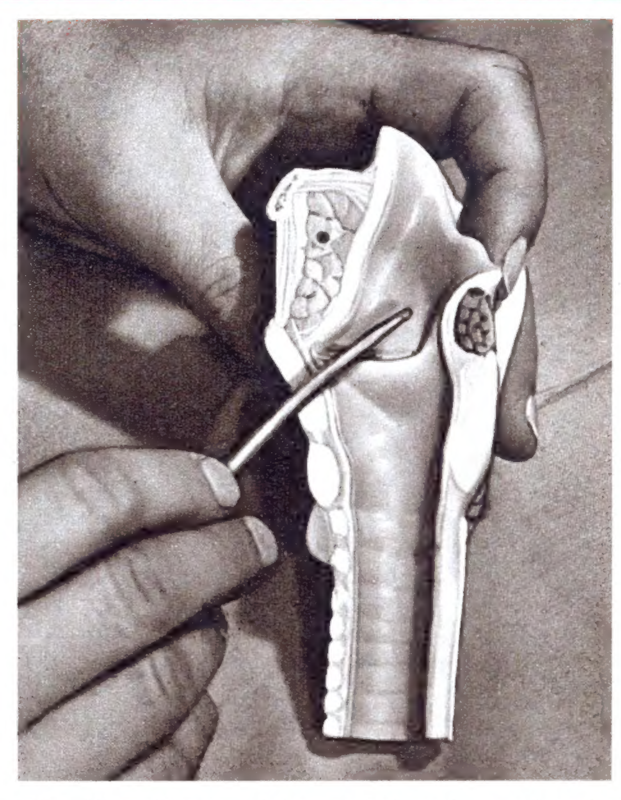


Ein Interview mit Facharzt Dr. E. König

Die Stimme







Am Kehlkopfmodell zeigt die Hand des Arztes, wie die Situation im Halse eines Patienten aussieht, der an Stimmbandlähmung leidet. Die Ziffern bedeuten: ❶ das im Mundboden verankerte Zungenbein, ❷ den schützend vorgelagerten Schildknorpel, der beim Mann als „Adamsapfel" besonders ausgeprägt ist, ❸ die aus Knorpelringen gebildete Luftröhre, ❹ die beiden pyramidenförmigen Gießbeckenknorpel, deren Bewegungen normalerweise die Stimmbänder einander nähern oder spreizen und so die Tonhöhe regulieren. Auf dem linken Bild ist ihre Stellung bei einer beiderseitigen Stimmbandlähmung dargestellt, die angeboren sein kann oder als Folge schwerer Erkrankungen oder Verletzungen zurückbleibt. Die Stimmbänder stehen dabei weit auseinander und lassen nur noch ein Flüstern zu. Der Operateur bohrt nun Löcher in den Schildknorpel und schiebt von außen zwei Knochenstäbchen hindurch, die er einer Rippe des Patienten entnommen hat. (Bild Mitte) Überkreuzend drücken sie die Stimmbänder teilweise wieder so weit aneinander, daß sowohl wieder mit Ton gesprochen werden kann als auch genügend Durchlaß für die Atemluft bleibt. Rechts wird noch einmal am Kehlkopf-Durchschnitt die Lage des Knochenspanes gezeigt, der, in dieser Stellung eingenäht, bald mit dem umgebenden Gewebe verwächst. Die neue Stimme ist zwar etwas rauh und tief, aber deutlich und gut verständlich.



Ein neuer Mensch ist der junge Walter E., seitdem er, wie alle anderen, sprechen kann. Nur noch ein kleines Pflaster am Hals zeugt von dem Eingriff, und immer wieder muß er die erstaunten Fragen seiner Freunde und Bekannten beantworten, die von der angeblichen Hoffnungslosigkeit seiner Kehlkopfmißbildung wußten. Jetzt steht seinen beruflichen Ausbildungsplänen nichts mehr im Wege.

Aufnahmen: Jack Hochscheid

Moderne Kehlkopf-Operationen geben die Stimme zurück

•

Noch während des Eingriffes spricht der Patient wieder

•

Ein Siebzehnjähriger hört sich zum ersten Male im Leben reden



aus der Rippe



Sagen Sie mal „Muh“! befiehlt der Arzt während der Operation, nachdem er den örtlich betäubten Kehlkopf von außen durchbohrt und eine Sonde hineingeschoben hat, die gegen das gelähmte Stimmband drückt. Und plötzlich geschieht das Wunder: bei vollem Bewußtsein hört sich der Patient plötzlich wieder selbst sprechen. In dem hier gezeigten Fall sogar zum erstenmal in seinem Leben, denn der 17jährige Walter E. war fast gänzlich ohne Stimmbänder geboren worden. Statt des normalen Kehlkopfbildes (Bild oben) fand der Arzt nur zwei verkümmerte Hautwülste vor. Trotzdem konnte Dr. König sie durch die von ihm entwickelte Kreuzmethode so weit nähern, daß eine Sprache ermöglicht wurde. Im Bild rechts sieht man den Augenblick der Kehlkopf-Eröffnung. Unten das Entnehmen der beiden Knochenspäne aus der untersten Rippe.



Hinter den Kulissen der Reichskanzlei

von H. S. Hegner

Der gebo



„Ich schwöre vor Gott, bei meiner Ehre und meinem Leben, daß ich alle Geheimnisse dieser Organisation mit ins Grab nehmen werde."

„Haben wir eine Untersuchung zu fürchten?" - An fünf Ecken lauerte der Tod - Gefährlicher Mann Barthou - Der Geheimdienst warnte - Das Attentat auf Alexander I. - In der Reichskanzlei hatte man ein schlechtes Gewissen

Heute nacht halb zwölf Uhr in der Knez-Mihajlo-Straße. Ihr müßt pünktlich sein."

Die jungen österreichischen Staatsbürger serbischer Zunge, die Gymnasiasten Tryphon Grabesch und Gavrile Princip, sowie der serbische Buchdrucker Nedjelko Tschabrinowitsch, sind in Hochstimmung. Endlich dürfen sie beweisen, daß sie zu jedem Opfer bereit sind.

Den Nachmittag verbringen sie im Café „Goldenes Haus" am Grünen Ring in der serbischen Hauptstadt Belgrad. Gegen sieben Uhr essen sie im Hotel „Moskau" zu Abend. Dann schlendern sie durch die Straßen. Als sie kurz vor halb zwölf Uhr vor der Druckerei der Zeitung „Piemont" in der Knez-Mihajlo-Straße ankommen, erwartet sie schon ein ihnen dem Namen nach unbekannter Mann, das Mitglied der Geheimorganisation „Schwarze Hand" (Crna ruka) Milan Ciganowitsch.

Sie nennen die Parole und werden in ein düsteres, schwarz ausgeschlagenes Zimmer hinter dem Maschinenraum geführt. Sie blickten sich um; ein einziger Stuhl steht in der Mitte, mit einem schwarzen Tuch bedeckt. Darauf flackert eine Kerze.

„... beim Blute meiner Väter"

Die drei Burschen, der jüngste achtzehn, der älteste zwanzig Jahre alt, wagen kaum zu atmen. Sie erkennen auf der schwarzen Decke eine weiße Zeichnung: Kreuz, Dolch und Revolver. Von irgendwoher hört man die zwölf Schläge einer Glocke. Im selben Augenblick öffnet sich die Tür. Ein Mann, dessen Gesicht mit einer schwarzen Kapuze bedeckt ist, betritt den Raum.

Er tritt hinter den Tisch, hebt langsam den Kopf. Trotz des matten Lichtes erkennen die jungen Männer hinter den Löchern der Kapuze zwei funkelnde Augen, deren Glanz hypnotisierend wirkt. Die Stimme, die gleich darauf Fragen an sie stellt, haben sie noch nie gehört:

„Seid ihr bereit, trotz der Gefahren, dem Bunde ‚Vereinigung oder Tod' beizutreten?"

„Ja", hauchen die jungen Burschen, die von dem romantischen Ruf dieser Vereinigung, im Volke „Schwarze Hand" genannt, schon lange angezogen worden waren.

„Ihr kennt unser Programm: Vereinigung aller Südslawen unter Führung des Königreichs Serbien, des Piemont eines Groß-Serbiens?"

„Ja."

„Seid ihr bereit, den heiligen Eid zu schwören?"

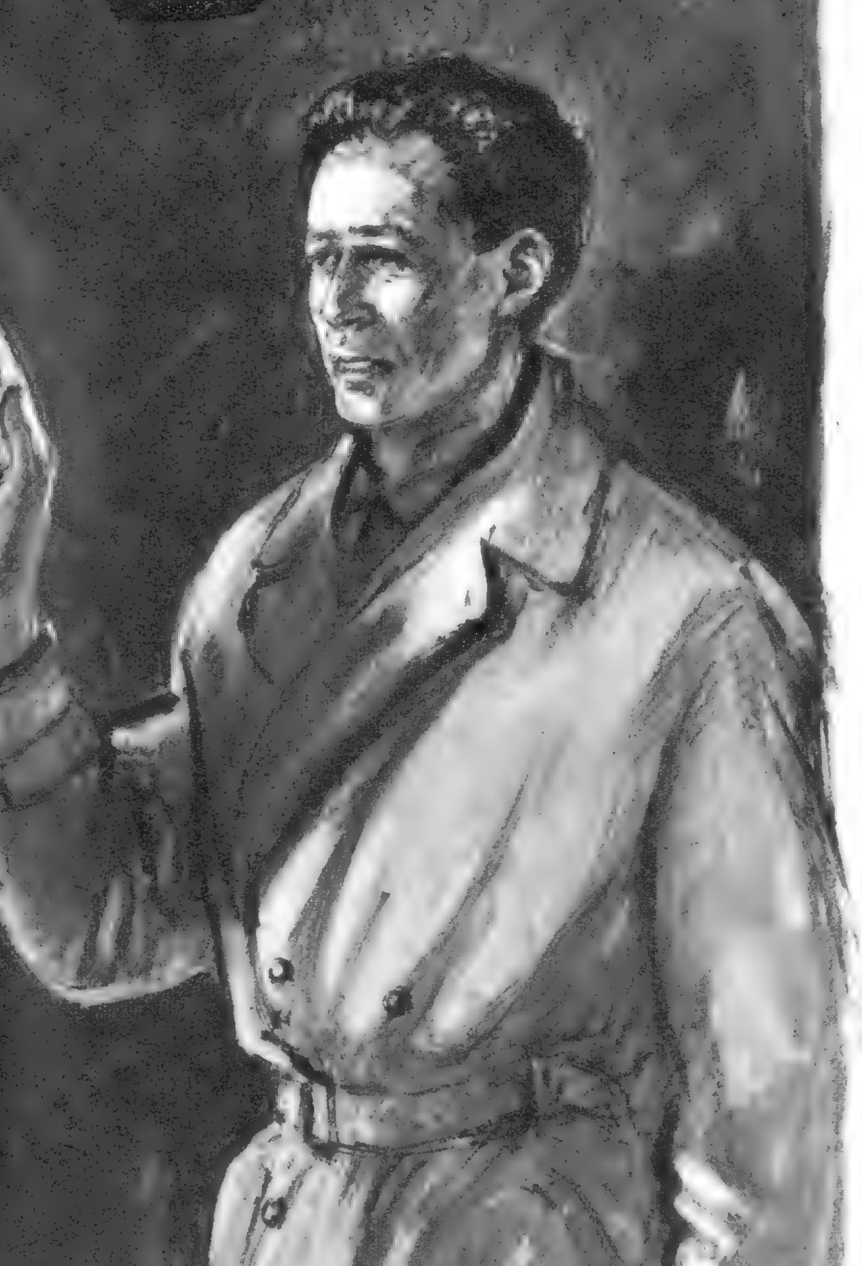
„Ja."

„So sprecht mir nach: Ich, der ich in die Organisation ‚Vereinigung oder Tod' eintrete..."

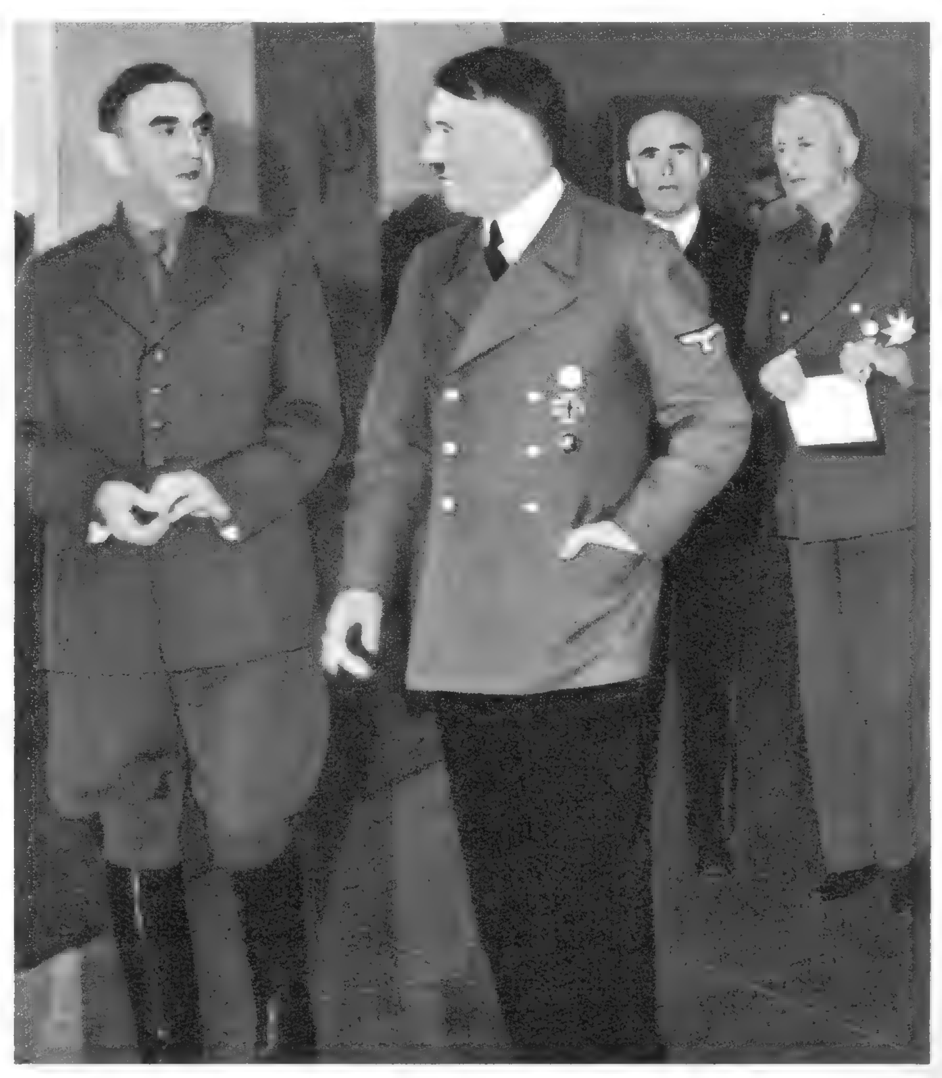
„... oder Tod' eintrete", echot es zaghaft von den Lippen der jungen Männer.

„... schwöre bei der Sonne, die mich erwärmt, bei der Erde, die mich ernährt, vor Gott, beim Blute meiner Väter, bei meiner Ehre und bei meinem Leben, daß





Nicht günstig war die außenpolitische Situation des Reiches im Jahre 1934. Frankreich trieb unter der Führung seines spitzbärtigen Außenministers Barthou eine sehr aktive Ost-Politik mit dem Ziel französischer Garantien für einen kollektiven Nichtangriffspakt der Oststaaten. Ferner setzte sich Barthou für eine enge Zusammenarbeit mit der Sowjetunion ein.
Hitler glaubte in dieser Politik den Versuch einer neuen Einkreisung Deutschlands zu sehen. In seinen Augen war Barthou ein gefährlicher Mann. Der französische Außenminister suchte zudem auch, die Jugoslawen auf seine Seite zu ziehen und hatte König Alexander zu einem Staatsbesuch eingeladen. Während zwischen Paris und Belgrad die politischen Fäden gesponnen wurden, hatte Hitler kroatische Verschwörer empfangen. Das war kein Zufall. Wenn auch zwischen dem „Führer" des Deutschen Reiches und den jungen Fanatikern unausgesprochen bleiben mußte, was beide Gesprächspartner insgeheim hofften, so gab es doch einen Weg, um zum Ziel zu gelangen. In den Amtsstuben des SD-Chefs Heydrich reifte der teuflische Plan, der am 9. Oktober 1934 verwirklicht wurde: „Der Königsmord von Marseille".



Der Apis von 1934 hieß Dr. Ante Pawelitsch, der „Poglavnik" („Führer") der kroatischen Ustaschas. Gleich dem serbischen Oberst Dimitriewitsch glaubte auch Pawelitsch, seine Ziele durch Mord erreichen zu können. Auf dem Bild (ganz links) besuchte er Adolf Hitler während des Krieges. Pawelitsch ist heute Chef des Nachrichtendienstes von Guatemala.



Der Chef des SD, Reinhard Heydrich, war einer der gefährlichsten Handlanger des Dritten Reiches. Im Jahre 1904 in Halle geboren, mußte er wegen einer schmutzigen Affäre aus der Marine ausscheiden. Himmler holte sich 1932 diesen Mann und ernannte ihn zum Chef seines Sicherheitsdienstes (SD). 1942 starb Heydrich an den Folgen eines Attentats tschechischer Partisanen, die von englischen Flugzeugen abgesetzt waren, in Prag.



Die letzten Minuten seines Lebens. Alexander I. aus der Dynastie der Karageorgewitsch stirbt in den Polstern seines Autos. Der Vorgänger seines Vaters hieß ebenfalls Alexander I. (ermordet 1903), aber er stammt aus einem anderen Hause und wurde deshalb von den Karageorgewitsch nicht mitgezählt. Auf dem Bild sehen wir Alexander I. schwerverwundet, umgeben von der neugierigen Menge. Statt ihn schnell in ein Krankenhaus zu bringen, vertrödelte man kostbare Minuten. Doch er hätte auch bei einer sofortigen ärztlichen Hilfeleistung kaum gerettet werden können, wie die spätere Obduktion ergab. Der Mörder, der Mazedonier Georgiew, hatte gut gezielt. Er starb zur selben Stunde wie sein Opfer Alexander I.



Der Sarg Alexanders I., auf einer Lafette ruhend, wird durch die Straßen von Belgrad geleitet. Der Tod des Königs führte zu einer Klage Jugoslawiens vor dem Völkerbund in Genf, worüber am 7. Dezember 1934 verhandelt wurde. Die ungarische Regierung bestritt jegliche Unterstützung der mazedonischen Täter, erst recht der italienische Vertreter. Die Regierungsstellen in Berlin warteten gelassen den Ausgang der Sitzung ab. Wegen der Ermordung Alexanders wurde in der Völkerbundssitzung kein Urteil gesprochen, sondern nur eine Resolution angenommen.



100 Tage hatten sie noch zu leben. Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit der Völker forderte der französische Außenminister Louis Barthou bei seinem Besuch Ende Juni 1934 in Belgrad. In Wirklichkeit war es sein Ziel, den in den Friedensverträgen von 1919 geschaffenen Zustand zu bewahren. Zu diesem Zweck hatte Barthou bereits im April 1934 Warschau besucht, wo ihm aber Hitler mit einem „Freundschaftspakt" zuvorgekommen war. Auf dem Bild sehen wir den französischen Außenminister mit König Alexander I. auf der Terrasse des königlichen Schlosses.

ich von diesem Augenblick an bis zu meinem Tode die Satzungen dieser Organisation treu befolgen und stets bereit sein werde, ihr alle Opfer zu bringen..."

„...stets bereit sein werde, ihr alle Opfer zu bringen." Die Stimmen der drei jungen Leute gewinnen an Festigkeit. Sie wissen, mit diesem Eid ziehen sie unter ihr bisheriges Leben einen Schlußstrich, und mit ihm werden sie in eine Gemeinschaft von Männern aufgenommen, die zu allem entschlossen sind. Das schmeichelt ihrem Ehrgeiz.

Der vermummte Mann hinter dem Tisch spricht den Rest der Eidesformel vor:

„Ich schwöre vor Gott, bei meiner Ehre und bei meinem Leben, daß ich allen Weisungen und Befehlen widerspruchslos folgen werde. Ich schwöre vor Gott, bei meiner Ehre und meinem Leben, daß ich alle Geheimnisse dieser Organisation mit ins Grab nehmen werde. Mögen Gott und meine Genossen in dieser Organisation über mich zu Gericht sitzen, wenn ich wissentlich diesen Eid breche oder umgehe."

Geheimes Todesurteil

Die jungen Leute haben den letzten Satz der Eidesformel gesprochen. Der vermummte Mann, das Haupt der Geheimorganisation, der Generalstabshauptmann und Chef des Geheimdienstes der serbischen Armee, der achtunddreißigjährige Dragutin Dimitriewitsch, hebt die Hand und sagt: „Wer diesen heiligen Eid bricht, wird ausgelöscht wie diese Kerze."

Er läßt seine Hand fallen. Die Kerze verlischt. Es ist stockdunkel.

Die drei jungen Männer ahnen, was kommen wird. Wie aus einem Grab tönt die Stimme des Mannes, dessen Namen sie nie erfahren werden: „Ihr tragt jetzt keinen Namen mehr: nur eine Nummer, und ich erteile euch euren Auftrag. Der leitende Ausschuß in Belgrad hat das Todesurteil über Franz Ferdinand, den Thronfolger der österreichisch-ungarischen Monarchie, ausgesprochen. Die Nummern 507, 508 und 509 haben den ehrenvollen Auftrag, es zu vollstrecken."

Gleich darauf hören sie eine Tür klappen. Die drei Burschen wagen sich nicht zu rühren. Erst nach geraumer Zeit – waren es Sekunden, Minuten oder Stunden? – leuchtet plötzlich eine elektrische Birne auf. Sie stehen allein im Raum.

Die drei neuen Mitglieder dieser Gruppe „Vereinigung oder Tod", auf serbisch „Ujedinjenje ili Smrt", bilden nunmehr ein „tjelie", eine verschworene Gemeinschaft. Milan Ciganowitsch, der sie hergeführt hat, tritt durch die Tür und führt sie wieder hinaus in die nächtlichen Straßen von Belgrad.

Bald stoßen noch zwei weitere Leute zu dem „tjelie". Sie erhalten Schießunterricht, werden im Werfen von Bomben ausgebildet und bekommen Anweisungen, wie man nach einem Anschlag eine Phiole mit Zyankali zerbeißt. Denn es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß Verschwörer, die nicht mehr entkommen können, sich durch Gift selber töten.

Wenige Wochen später werden die Serben auf geheimen Wegen über die Grenze geschleust. Am 28. Juni 1914, am „Vidovdan", am „Veitstag", ermorden sie Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gattin in Sarajewo, der Hauptstadt des damals österreich-ungarischen Reichslandes Bosnien.

Der Mord an Franz Ferdinand war der Auftakt zum Weltkrieg 1914-18.

Die geborgten Mörder

Zwanzig Jahre später. Ein König und sein französischer Gastgeber fahren durch die festlich geschmückten Straßen von Marseille. Er ist vor einem Anschlag gewarnt worden – wie einst der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand. Alexander I. von Jugoslawien winkt verächtlich ab. Er fürchtet sich nicht – wie einst der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand.

Jubelnde Menschen stehen auf den Bürgersteigen und winken den hohen Gästen zu. Da durchbricht ein Mann die Absperrung, läuft auf den Wagen zu – wie einst in Sarajewo. Er schwingt sich auf das Trittbrett und feuert aus einer Pistole mehrere Schüsse auf den König und seinen Begleiter ab – wie einst in Sarajewo.

Die Geschichte, sagt man, wiederholt sich nicht. Dem Anschlag auf König Alexander folgte freilich auch nicht der Ausbruch eines neuen Weltkrieges, aber in der Vorbereitung und Ausführung glich der Königsmord von Marseille in erschreckender Weise dem Attentat von Sarajewo.

Den Obersten Dimitriewitsch, der für die Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares verantwortlich war, hatte der damalige Prinzregent Alexander zwar 1917 erschießen lassen, aber er hatte damit nicht den Geist jenes Mannes ausrotten können, der einst die Geheimorganisation „Vereinigung oder Tod" gegründet hatte. Als der spätere König Alexander I. im Jahre 1929 alle politischen Parteien verbietet und eine „oligarchische Militärherrschaft" errichtet, übernehmen die gegen ihren Willen zu jugoslawischen Staatsbürgern erklärten Mazedonier und Kroaten die Terrormethoden des serbischen Obersten Dimitriewitsch.

Die Kroaten gründeten – wie einst die Serben – eine Geheimorganisation, die „Ustascha". Alexanders Geheimpolizei, reich an Erfahrungen im Umgang mit Verschwörern, schlägt gegen die „Ustascha" zu, bevor diese zu einer Gefahr für das „Königreich der Südslawen", wie der König nach seinem Staatsstreich sein Land nennt, werden kann.

Die nach Ungarn, Deutschland und Italien geflüchteten „Ustaschas" unter ihrem „Poglavnik" („Führer") Dr. Ante Pawelitsch planen ein Attentat auf den König, aber sie suchen vergeblich in ihren Reihen nach einem „Fachmann". Endlich kommt einer der Rechtsanwälte, der Mazedonier vor serbischen Gerichten mit Erfolg verteidigt hat, auf eine Idee:

„Vielleicht hilft uns die ‚IMRO'. Die haben doch Erfahrungen in solchen Sachen."

Die ‚IMRO' ist die Innere Mazedonische Revolutionäre Organisation.

Die Mazedonier sind griechisch-orthodox wie die Serben. Sie haben eigentlich mit den römisch-katholischen Kroaten kaum etwas gemein, aber wenn es gegen Belgrad geht, ist man sich einig. Die ‚IMRO' ist sofort bereit, einige Mörder auszuborgen.

Der „Poglavnik" in seinem Hauptquartier in Turin ist recht zufrieden mit der Entwicklung. Mit einem mazedonischen Täter wäre die Forderung der Deutschen, die sein Berliner Vertreter Dr. Budak ihm gemeldet hat, auf das I-Tüpfelchen erfüllt: als Terroristen nur Leute zu nehmen, die mit keiner deutschen Stelle in Verbindung gestanden haben.

Der wichtigste Mann des Mörderteams, Vlada Georgiew, hat ein „ausgezeichnetes Renommee". Er hat schon zwei bulgarische Abgeordnete getötet. Sie waren seiner Meinung nach nicht radikal genug.

Georgiew erhält in Zagreb Geld und einen gefälschten „echten" tschechoslowakischen Paß auf den Namen Petrus Kelemen. Auch seine Freunde erhalten „echte" tschechische Pässe, das heißt, Original-Blankopässe, in die man nur das Bild einzukleben und die Personalien einzutragen brauchte.

Die Rubrik in Georgiews Paß „Besondere Merkmale" ist leergeblieben, obwohl sein linker Unterarm ein recht markantes Merkmal trägt, nämlich eine Tätowierung, das Zeichen der ‚IMRO': den Totenkopf mit zwei gekreuzten Knochen und darunter in kyrillischen

· fotografiert · notiert · serviert ·

„Sklavenmarkt" am Niederrhein „Maienbräute" unter dem Hammer

Zum ersten, zum zweiten, zum dritten... zwei Mark 70 für Meiers Lieschen!" So hört man's



„Zwofünfzig für Meiers Lieschen! Wer bietet mehr...?!"

nicht etwa auf einem Sklavenmarkt in Afrika, sondern in manchen Dörfern am Niederrhein zur Frühlingszeit. Dort sitzen die 18jährigen Burschen (der sogenannte „Jahrgang") am Vorabend des 1. Mai zusammen, um sich ihre „Maibräute" zu ersteigern.

Mädchen haben durchaus keinen Zugang zu den lustigen Auktionen, denn um sie geht es ja. Schon Wochen vorher hat man die heiratsfähigen Schönen registriert und — gemessen an Schönheit und Alter der „Versteigerungsobjekte" — die Mindestgebote festgelegt.

Ist der 30. April schließlich herangerückt, dann gehen die Burschen in die „Klausur" der Dorfschenke. Bei Bier und Zigaretten werden die Dorfschönen nun an den Mann gebracht — das heißt, demjenigen zugeschlagen, der sie mit barem Gelde ersteigert.

„Maikönig" wird, wer den höchsten Betrag für seine Partnerin gezahlt hat. Die Auktionskasse aber wird spät in der Nacht unter dem Maienbaum vertrunken.



Da hat er sie, seine Maienbraut, und er ist — weil er von allen Burschen am meisten „anlegte" — viel bewunderter Maienkönig!

Dieser Vorgang hat eine alte Tradition. Bereits vor 400 Jahren wurde die Maiversteigerung der Jungfrauen zu Köln vorgenommen, und sie ist urkundlich belegt.

Wie sie heute verläuft — das ist in allen Dörfern verschieden, und die Nüancen spielen auch keine Rolle. Hauptsache, es wird getrunken, getanzt und gelacht.

Überflüssig zu sagen, daß ein ersteigertes Mädchen tatsächlich eines Tages zur Ehefrau „aufrücken" kann. Der tiefere Sinn des Brauches liegt aber nicht darin.

Er will ganz einfach ein Stück Maienfreude vorwegnehmen — in der handfesten Art der Landbevölkerung und stets in guten Sitten.

Konfetti

Brigitte Bardot, Entkleidungskünstlerin aus Paris, wird in dem Film „Babette zieht in den Krieg" keine Dessous zeigen, weil sie angeblich den Sex-Rummel leid ist.

Jane Russell, üppiger US-Filmstar, fand es als Gastgeberin bei einer Party besonders originell, daß zum Ausklang rund 750 Gläser an den Wänden ihrer Wohnung zerschellt waren.

Esther Williams, ausgediente Unterwassernixe des amerikanischen Films, behauptet, eine der umfangreichsten Kochbuch-Bibliotheken der Welt zu besitzen.

Sachen gibt's...

General de Gaulle wird bis auf weiteres darauf verzichten müssen, seinen Gästen die teuren Weine vorzusetzen, die sein Amtsvorgänger Coty einkaufte. Der neue Präsident bekommt seine Aufwandsentschädigung erst im Frühjahr. Offenbar will Herr Coty dem General keinen Kredit gewähren oder – gönnt er ihm die Weine nicht?

Mitten in seiner Rede an die Einwohner von Scarborough (England) wurde Sir Alex Spear, Abgeordneter der Konservativen, von einem Polizisten unterbrochen: „Heh, Mister Spear, warten Sie einen Moment, Sie haben Ihren Wagen falsch geparkt..."

Ein bekannter amerikanischer Schauspieler diktierte einem Notar seinen letzten Willen: er möchte eingeäschert werden... „Und", fügte er mechanisch hinzu, „selbstverständlich zehn Prozent meiner Asche an meinen Impressario..."

„Macht mich älter"

Der älteste Einwohner der südafrikanischen Stadt Bloemfontain ließ sich zu seinem 106. Geburtstag seinen Rauschebart abrasieren. „Macht mich älter als ich bin", sagte er treuherzig.

Originelle Note

Fernandel, der französische Filmkomiker, ließ sich in Paris und Marseille genaue Nachbildungen seines berühmten Pferdegebisses anfertigen. „Man darf seine originelle Note nicht verlieren", kommentierte der Spaßvogel. Sollte er mal einen Zahn verlieren, läßt er ihn nach einem der Modelle nachbilden.

Milch im Wein

„Tigermilch" heißt ein jugoslawischer Spitzenwein. Nach dem Krieg wurde er auch nach England exportiert. Nicht ohne das spaßige Intermezzo, daß nämlich das Ernährungsministerium wissen wollte, wie hoch der Milchgehalt sei. Dies plauderte bei einer Londoner Weinprobe ein jugoslawischer Gesandtschaftssekretär kürzlich aus.

Eine Seebärin?

Fräulein Gailana Luda, die jetzt in Recklinghausen ihr Abitur bestanden hat, will einen Beruf ergreifen, in dem es — so viel man weiß — noch nie eine Frau gegeben hat. Die junge Dame hat nämlich die Absicht, Schiffsoffizier zu werden.

Was die Seebären der christlichen Schiffahrt von dem Plan halten, ist noch nicht bekannt.

Tiere zu verleihen

Eine hübsche und zweifellos pädagogisch sehr wirksame Idee wurde in Westport (USA) verwirklicht: Die Stadtverwaltung verleiht für jeweils begrenzte Zeit Vögel, Fische und anderes Getier an Schulkinder. Die Kleinen können die Viecher in Pflege nehmen, sich damit beschäftigen und brauchen nur nachzuweisen, daß sie ihre schuppigen oder zwei- oder vierbeinigen Gäste gut behandeln.

Buchstaben „Freiheit oder Tod". Damit ist freilich nicht die kroatische, sondern nur die mazedonische Freiheit gemeint.

In Janka Puszta, jenseits der „grünen Grenze" in Ungarn gelegen, erhalten Georgiew und seine Freunde Pospischil und Raitsch in einem Flüchtlingslager den letzten Schliff. Sie schießen mit Handfeuerwaffen auf Puppen, die das Gesicht Alexanders tragen.

Grenzen streng bewacht

Mitte September entschließt sich der „Poglavnik" in seinem Hauptquartier in Turin, den Mord an Alexander schon in Marseille ausführen zu lassen, auf dem Wege vom Hafen zum Bahnhof. Im Expreßzug, der den Souverän nach Paris bringen soll, ist Alexander zu sehr gesichert. Man kommt dort ebensowenig an ihn heran, wie im „Konak", dem Königsschloß von Belgrad.

Ein weiteres Mörderteam, ebenfalls mit falschen tschechischen Pässen ausgerüstet, soll in den Straßen von Paris Posten fassen. Dr. Ante Pawelitsch will ganz sicher gehen.

Diese zweite Mordkolonne wird ebenfalls in Janka Puszta ausgebildet, aber auf einem zweiten Schießplatz. Die Verschwörer wohnen sogar in anderen Baracken und dürfen mit Georgiew und Genossen nicht zusammenkommen.

Am 20. September gibt der „Poglavnik" nach Janka Puszta den Befehl durch, das gastliche Ungarland zu verlassen und über München, Zürich nach Paris fahren. Der kürzeste Weg wäre zwar via Norditalien, aber die italienisch-französischen Grenzen werden von französischen Geheimpolizisten streng überwacht.

Belgrad hat im übrigen eine Schar von Geheimpolizisten nach Paris entsandt mit umfänglichen Listen jugoslawischer, also kroatischer und mazedonischer Staatsfeinde. Es besteht deshalb die Gefahr, daß die von ihnen informierten französischen Grenzbeamten bei der Prüfung der einreisenden Ausländer auch „Tschechen" auf Herz und Nieren prüfen, obwohl die Tschechoslowakei zu den mit Frankreich verbundenen Ländern zählt.

Der Chef der Belgrader Geheimpolizisten, Vladeta Militschiewitsch, wohnt im Hotel „Crillon", einem der ersten Häuser am Platze. Er hat natürlich in das Flüchtlingslager Janka Puszta wie auch in das Hauptquartier des „Poglavnik" in Turin seine Agenten einbauen können. So erhält er erstaunlich präzise Berichte, daß sich gegen König Alexander etwas zusammenbraut. Die Abreise der für das Attentat vorgesehenen Spezialisten erhält er sogar telefonisch mitgeteilt.

Georgiew, Raitsch und Pospischil reisen von Janka Puszta nach Budapest, besteigen dort den Orient-Expreß und kommen am 28. September in München an.

Die zweite Mördergruppe dürfte um dieselbe Zeit und höchstwahrscheinlich auf dem gleichen Wege die Reise nach Frankreich angetreten haben, aber das wird niemals bekannt, weil diese zweite Kolonne nicht in Aktion tritt.

Am Hauptbahnhof in München werden Georgiew und Konsorten von einem ihnen bis dahin unbekannten Mann angesprochen, der nur ein einziges Wort zu bestellen hat:

„Hotel ‚Deutscher Kaiser' in der Weinstube."

Der Gepäckträger bringt die drei Koffer gleich über die Straße hinüber zum Hotel, und der Portier zeigt den Herren aus der Tschechoslowakei den Weg zur Weinstube. Petrus Kelemen und seine beiden Komplicen nehmen in einer Nische Platz. Gleich darauf bittet ein Herr, sich mit an den Tisch setzen zu dürfen. Es ist Dr. Budak, jener Ustascha-Mann, den Hitler in der Reichskanzlei empfangen hatte.

Die drei tschechischen Herren aus

Neu für die Hausfrau!

Seiblank jetzt auch in der großen sparsamen Haushalt-Packung

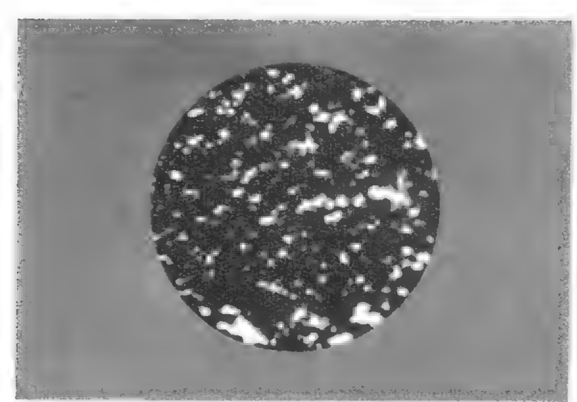
Ende vergangenen Jahres haben die Thompson-Werke Seiblank in einer neuen, großen Haushalt-Packung auf den Markt gebracht. Sie enthält die dreifache Menge der Normalpackung. Die außerordentlich gute Nachfrage nach dieser großen Seiblank-Packung hat inzwischen bewiesen, daß es Hausfrauen nicht gleichgültig ist, ob sie 25 Pf mehr oder weniger ausgeben. Das ist ein echter Preisvorteil!

Aber nicht nur diese Einsparung von 25 Pf, sondern auch das praktische Großformat sprechen für diese Packung: Sie reicht weit länger und sorgt für guten Vorrat. Die hervorragende Qualität und die Klarsichthülle garantieren, daß Seiblank nicht eintrocknet, sondern frisch und geschmeidig bleibt — bis zum letzten Rest.

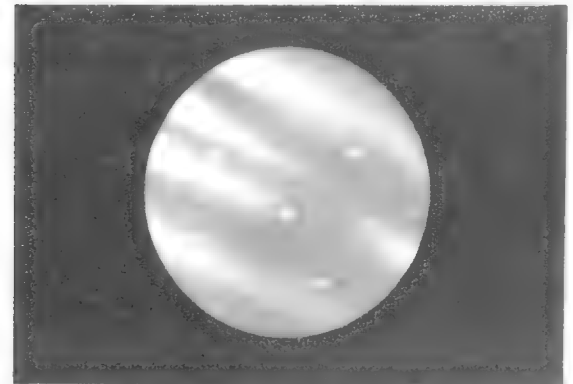
Lassen Sie sich beim nächsten Einkauf die große Seiblank-Haushalt-Packung von Ihrem Kaufmann zeigen! Auch Sie werden sich dann für diese neue, besonders wirtschaftliche Packung entscheiden.

Das ist die neue Seiblank-Haushalt-Packung, mit der Sie noch sparsamer wirtschaften können! Auch sie trägt den Garantiestreifen und die Marke mit dem Schwan — die für Seiblank, für die hervorragende Qualität dieses beliebten und gern gekauften Spezial-Edelhartwachses der Thompson-Werke, jederzeit bürgen.

Sehen Sie selbst: so schützt Seiblank Ihren Boden!



Einen Fußboden ohne Bohnerwachs-Schutzfilm zeigt dieses Mikrofoto mit 30facher Vergrößerung. Deutlich erkennt man die zerklüftete Oberfläche. In diesen Vertiefungen sammeln sich Schmutz und Bakterien.



So sieht Seiblank-gepflegter Boden aus, wenn man ihn durch das Mikroskop betrachtet: wirklich glatt und geschlossen. Die Oberfläche widerstandsfähig, spiegelblank und vor allem auch hygienisch sauber!

Qualität - das A und O der Fußbodenpflege!

Es wird Ihnen nicht gleichgültig sein, ob Sie beim Bohnern nur für wenige Stunden Glanz erzielen oder aber Ihren Boden mit einem dauerhaften Schutzfilm von wirklich hohem Glanz überziehen. Deswegen empfehlen wir Ihnen Seiblank, das Qualitätserzeugnis der Thompson-Werke. Deswegen empfehlen wir immer wieder, die hervorragenden Eigenschaften von Seiblank zu beachten: Seiblank schafft eine elastisch-widerstandsfähige Oberfläche, die sich nicht von heute auf morgen wieder abtritt.

Seiblank gibt Ihren Böden einen spiegelnden Hochglanz, der jedem, aber auch wirklich jedem Urteil standhält.

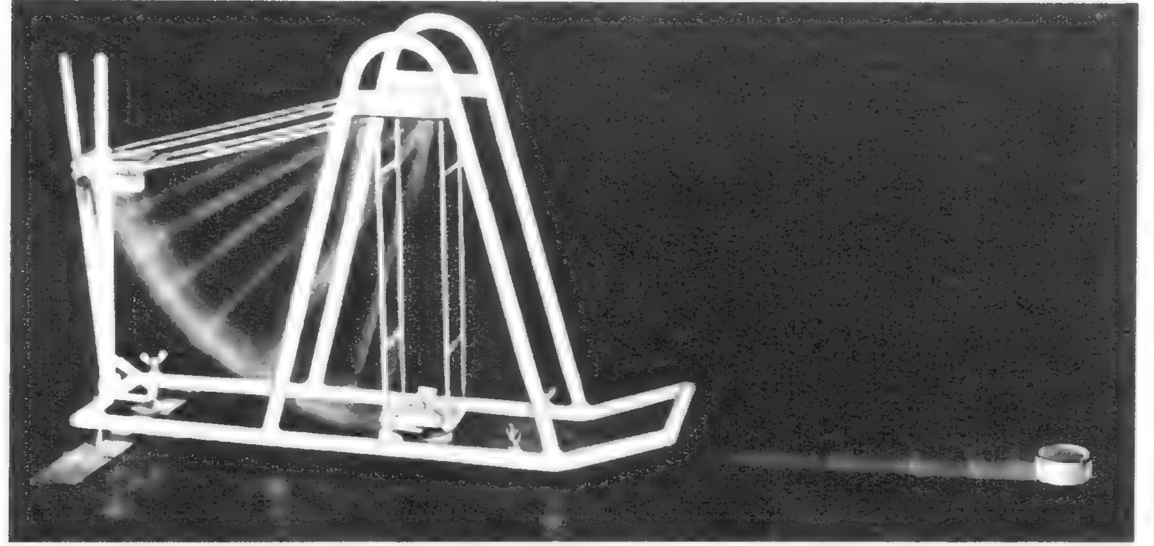
Seiblank wirkt stark schmutz- und wasserabweisend — und man kann den Boden zwischendurch auch feucht aufwischen, ohne neu einwachsen zu müssen. Nur kurz nachbohnern — das genügt! Prüfen Sie bitte diese Behauptungen nach und denken Sie bitte heute noch bei Ihrem Einkauf an

Seiblank

aus dem Hause Thompson



Eine Hausfrau beim Bohnern ohne Bücken! Sie gibt etwas Seiblank auf den Schaumgummi-Überzug des Schrubbers. Gleich wird sie damit den Boden einwachsen: ohne Knierutschen, ohne krummen Rücken — mit sauberen Händen! Erklärlich, daß sich heute fast 60% aller Hausfrauen für die vielen Vorteile der Klarsichtpackung entschieden haben!



Dieses ist der Rutschmeßapparat. Die Prüfmaschine schleudert eine Stahlscheibe von 1 kg Gewicht über den Boden. Unermüdlich bemühen sich die Chemiker um die Frage des Gleitschutzes von Bohnerwachs.

Achtung!

Großes Seiblank-Preisausschreiben

Seit wenigen Wochen läuft das neue große Preisausschreiben der Thompson-Werke. Viele wertvolle Preise sind zu gewinnen! Auch Sie können noch teilnehmen (Einsendeschluß 30. April). Verlangen Sie den Sonderdruck des Seiblank-Preisausschreibens bei Ihrem Kaufmann, oder schreiben Sie deswegen an die Thompson-Werke, Düsseldorf.

T 2961

Liebe Frankfurter Illustrierte

Die Redaktion behält sich bei Zuschriften, die in dieser Rubrik veröffentlicht werden, das Recht der Kürzung vor.

So etwas gibt es heute noch

Jeden Mittwoch hole ich mir im Westsektor von Berlin Ihre Illustrierte, um den Bericht über die Reichskanzlei zu lesen. Wenn ich an den Volkspolizisten vorbeigehe, muß ich Ihre Zeitung unter meinem Mantel verstecken, denn im Ostsektor der Stadt sind westdeutsche Zeitungen unerwünscht. Gerade dieser Bericht zeigt mir und meinen Bekannten, wie stark die Ähnlichkeit zwischen dem Hitler-Reich und der sogenannten DDR ist. Ob bei den Wahlen oder bei der freien Meinungsäußerung. Alle Tatsachen, die Sie in Ihrem Bericht bringen und die für die Bewohner der Bundesrepublik bereits zur Vergangenheit zählen, sind bei uns noch grausame Wirklichkeit. Zeigen Sie mit Ihrem Bericht den Menschen im Wirtschaftswunderland, was eine Diktatur ist! Und sorgen Sie dafür, daß sie nie wieder im Bundesgebiet an die Macht kommt. Wir in der Zone müssen leider noch unter einem solchen Regime leben.

Name und Adresse
sind der Redaktion bekannt

Alles Unsinn

Ich muß Ihnen sagen, daß es einem die Haare aus dem Kopf zieht, wenn man den Unsinn liest, den Sie in Ihrem sogenannten Tatsachenbericht verzapfen. Für die gegenwärtige Presse beginnt die Zeit scheinbar erst mit dem Jahre 1933 beziehungsweise 1938, was vorher war, wird einfach totgeschwiegen. Sie sollten lieber einen Bericht bringen, in dem genau geschildert wird, wie die Dinge sich wirklich ereigneten. Von der Jahrhundertwende angefangen bis zum heutigen Tag, und zwar objektiv, wie man es verlangen kann. Vergessen Sie auch nicht den ersten Weltkrieg und die Inflation und das Verbrechergesindel, das sich damals schon am Volke schamlos bereichert hat. Das wäre ein Bericht, und da könnten Sie auch in die Kerbe hauen, daß die Funken nur so sprühen. Denn diese Dinge waren die Voraussetzung, daß Hitler an die Macht kam. F. F., Wien

Hitlers Krankenpapiere

Zu der Frage, wo die Krankenpapiere Hitlers hingekommen sind, möchte ich eine ergänzende Mitteilung machen. Sie befanden sich zuletzt im Besitz Himmlers. Dies geht aus den Tagebuch-Aufzeichnungen des langjährigen Leibarztes von Himmler, des finnischen Medizinalrates Kersten, hervor, die unter dem Titel „Totenkopf und Treue" im Verlag Robert Mölich, Hamburg, erschienen, aber inzwischen vergriffen sind. Auf Seite 209/12 teilt Kersten mit, daß ihn Himmler am 12. 12. 1942 für eine Behandlung Hitlers gewinnen wollte und ihm aus diesem Anlaß die Krankenpapiere zeigte. Kersten lehnte die Behandlung ab mit der Begründung, daß seine manuelle Therapie hier nicht in Frage käme. Aber auch er hat die Papiere gesehen, aus denen die luetische Früherkrankung hervorgeht, was er mir übrigens auch bei einem Besuch in Bad Homburg persönlich bestätigte.

W. A., Bad Homburg v.d.H.

Nicht aufhören

Zu den Zuschriften „Hört auf" möchte ich nur sagen: Nein, nicht aufhören! Wegen ein paar Mitschuldigen, die ihre Schande nicht hören wollen, dürfen Sie nicht aufhören, die Wahrheit zu schreiben. Die junge Generation soll und muß erfahren, wie wir betrogen wurden, und wie es durch den ewigen Betrug zu einem fürchterlichen Krieg kam, und wie das Volk mißbraucht wurde. Deshalb warnt vor einer Wiederholung, denn das ist die Aufgabe der Presse!

K. F., Ludwigshafen

Warum so gehässig?

Ihre Art der Darstellung der Verhältnisse seit 1933 macht es mir einfach unmöglich, Ihre Zeitschrift weiter zu halten. Nicht, daß ich der Ansicht wäre, man solle den Mantel des Vergessens über die Dinge breiten, die zu dieser Zeit geschehen sind, aber mit welcher Gehässigkeit Ihre Artikel geschrieben sind, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit ein angebliches Gespräch zwischen Frau v. Schleicher und Frau v. Bredow. Ich habe Ihre Zeitschrift wirklich nicht mit leichtem Herzen abbestellt. Gelegentlich werde ich mir auch mal wieder eine Nummer kaufen und würde mich freuen, feststellen zu können, daß sich der Geist in Ihren Redaktionsstuben wieder so geändert hat, daß ich wieder ein regelmäßiger Leser werden kann.

H. Sch., Dietershausen

Anmerkung der Redaktion:

Das Gespräch zwischen Frau von Schleicher und Frau von Bredow beruht auf Informationen des ersten Chefs der Gestapo, Rudolf Diehls. Diehls hatte Einsicht in die Berichte des Abhördienstes, den Göring 1933 aufstellen ließ.

Lassen Sie sich nicht beirren

Lassen Sie sich im Interesse der „geschichtlichen Wahrheit" durch die verschiedenen Zuschriften der Anhänger des „tausendjährigen Reiches" nicht stören und bringen Sie weiterhin „die Wahrheit" über die Verbrecher-Clique in dem „tausendjährigen Reich", ungeachtet der Kritiken, die nicht nur naiv, sondern sogar dumm sind. Besser wäre es vielmehr, wenn die Anhänger des Nazismus endlich einsehen würden, daß sie an dem Zusammenbruch 1945 und dem unheilvollen Schaden des deutschen Volkes mitschuldig sind, dies haben sie wohl bereits vergessen? G. R., Hildesheim

Dr. Horst Kube gibt uns folgende Gegendarstellung:

Mein Vater, der damalige Generalkommissar für Weißruthenien während der deutschen Besatzungszeit in Rußland, Wilhelm Kube, wurde nicht von seiner „Geliebten", die sich mit dem Attentat selbst geopfert hat, in die Luft gesprengt. Er wurde vielmehr am 22. 9. 1943 das Opfer eines Meuchelmordes einer Partisanin namens Galina, die sich als russische Hausangestellte eingeschlichen hatte. Meine Stiefmutter Anita Kube, die im gleichen Zimmer schlief, wurde bei dem Attentat verletzt.

Ebenso ist es unwahr, daß mein Vater gegen Bezahlung eines Honorars von 1000.— Mark an irgendwelche Leute einen „Händedruck des Führers" vermittelt hätte.

Janka Puszta in Ungarn, geboren in Mazedonien, kennen ihn nicht. Aber es wundert sie nicht im geringsten, daß er ihre Namen kennt, die tschechischen natürlich: Kelemen, Benesch und Navratil.

Noch am selben Tage können die drei tschechischen Herren weiterreisen, aber nicht mit dem Orient-Expreß, sondern im D-Zug nach Zürich. Dort wiederholt sich das Spiel von München, nur mit dem Unterschied, daß sie in Zürich in das Bahnhofsrestaurant Erster Klasse geleitet werden.

Der Herr, der sie in Zürich zu Tisch führt, ist den drei Tschechen bekannt. Es ist Eugen Kwarternik, der Sohn des k.u.k Feldmarschalleutnants a. D. Slavko Kwarternik, später Marschall im Königreich Kroatien.

Die „blonde Slawin"

Eugen Kwarternik kommt in Begleitung einer geheimnisvollen Frau, einer Dame mit slawischem Gesicht, aber germanisch erblondetem Haar. Niemand kennt ihren Namen, niemand sah sie je zuvor, und nach dem Attentat wird sie spurlos verschwinden. Nur in den Artikeln der Journalisten wird die „blonde Slawin" noch monatelang herumgeistern.

In verschiedenen Waggons desselben Zuges fahren Eugen Kwarternik mit der blonden Slawin und die drei Tschechen nach Paris weiter, und am Morgen kommen sie auf dem „Gare de l'Est" an. „Dido", bettelt die blonde Slawin und blickt ihren Freund Eugen Kwarternik mit verführerischen Augen an. „Bitte kaufe mir ein Kleid. Ich kann doch nicht in Paris gewesen sein, ohne wenigstens ein Kleid mitzubringen."

Der Sohn des Feldmarschalleutnants der k.u.k.-Armee, Kwarternik, bleibt fest. Das Attentat geht vor. Später wird er ihren Wunsch erfüllen. Die drei Tschechen dagegen kleiden sich in dem Pariser Kaufhaus „Belle Jardinière", zu deutsch „Schöne Gärtnerin", neu ein. Bereits am Abend besteigen sie den Zug, der sie an die Côte d'azur bringt.

In Aix en Provence, kurz vor Marseille steigen sie aus und mieten sich im Hotel „Moderne" ein. Nur Kwarternik mit seiner germanisch erblondeten Dame nimmt in dem etwas komfortableren Hotel „Cours Mirabeau" ein Doppelzimmer.

Eine Armee von Kriminalbeamten

Am 8. Oktober fahren die Verschwörer nach Marseille, dessen Straßen schon für den Empfang Seiner Majestät Alexander I. von Jugoslawien geschmückt sind. Ein großer Triumphbogen an der „Cannebière", mit den Farben der französischen Republik und der jugoslawischen Monarchie rosettenartig garniert, und die zahlreichen Flaggenarrangements an den Lichtmasten und auf Plätzen geben der Stadt ein festliches Bild.

Den ganzen Mittag über suchen sich die fünf Verschworenen die ihrer Meinung nach günstigsten Plätze für die Anschläge aus. Denn nicht nur ein Attentat ist geplant, nein, Alexander soll durch eine Allee von Mördern fahren. Wenn der erste Anschlag fehlgeht, wird der zweite ausgeführt. Ist auch dieser ein Fehlschlag, folgt der dritte...

Dieses System hat sich schon 1914 in Sarajewo gegen Franz Ferdinand bewährt.

In Marseille Wohnung zu nehmen sind die fünf Verschwörer zu vorsichtig. Eine kleine Armee von Kriminalbeamten, aus ganz Frankreich in die südfranzösische Hafenstadt dirigiert, überwacht seit Tagen alle ankommenden Fremden. Wer verdächtig ist, wird zur „Préfecture" gebracht und der Stadt verwiesen, oder im „Prison" festgehalten. Wenn der König Marseille wieder verlassen hat, kann man den Inhaftierten dann mit einer Entschuldigung wieder freilassen.

Die drei „Tschechen", die blonde Slawin und ihr „Dido" fahren daher mit einem Taxi zum Bahnhof zurück. Dort steigen sie in den Zug nach Aix en Provence. Schon früh legen sie sich schlafen.

Man schreibt Dienstag, den 9. Oktober 1934. Der Himmel spannt sich stahlblau über das Meer und über die alte, schon 600 Jahre vor Christus von ionischen Phokäern gegründete Siedlung Massalia, jetzt Marseille geheißen. Die Straßen sind voll von Menschen. In den Kasernen der „Garde republicaine" herrscht reges Treiben, und in den Bistros und Cafés ist kaum ein Stuhl zu bekommen.

Die Züge von Arles und Avignon, von Aix en Provence, Toulon, Cannes und Nizza, von den weltbekannten Dörfern der „Alpes maritimes" und den Städten jenseits der Rhône bringen immer neue Menschenmassen nach Marseille. Kaum ein Haus längs der Einzugsstraße, dessen Fenster nicht bis auf den letzten Platz vermietet sind.

„Gott der Gerechtigkeit..."

Um halb vier Uhr stehen am Kai des Alten Hafens dichte Menschenmauern. Achtzehn französische Kriegsschiffe nähern sich in Kiellinie: das Begleitkommando für den ehemals österreichungarischen, jetzt jugoslawischen Kreuzer „Dubrovnik", an dessen Großmast die Königliche Standarte weht.

Auf der Reede steigt Seine Majestät Alexander I. in eine Pinasse um, die Punkt 4 Uhr am Kai des Alten Hafens anlegt. Die Matrosen in Gala-Uniformen bilden Spalier. Alexander I. betritt französischen Boden. Für den Empfang in der Hafenstadt Marseille hat der König die Uniform eines Admirals angelegt, geschmückt mit dem Großkreuz der „Légion d'honneur", der französischen Ehrenlegion.

Am anderen Ende des roten Samtteppichs steht der französische Außenminister Barthou im feierlich schwarzen Gehrock, neben ihm der Kommandeur der Garnison, General Georges, beide im Schmuck der zahlreichen hohen und höchsten Orden, die ihnen im Laufe ihres Lebens verliehen wurden.

Hinter Alexander verläßt der jugoslawische Außenminister Jeftitsch die Pinasse. Die vier Männer gehen jetzt aufeinander zu und treffen sich genau in der Mitte des Teppichs.

Die Begrüßung ist herzlich, ja beinahe intim. Die Musikkapelle spielt die jugoslawische Nationalhymne, deren getragene Weise für die Ohren der Franzosen einen etwas traurigen Klang hat:

„Gott der Gerechtigkeit, der du bewahrtest..."

Gleich darauf schmettern die Clairons die Marseillaise, die Nationalhymne der Franzosen:

„Allons enfants de la patrie..."

Die Warnung

Zusammen mit Barthou und General Georges schreitet Alexander I. die Front der Ehrenkompanie ab, während die offiziellen Persönlichkeiten der Provinz und der Stadt diskret im Hintergrund warten. Es folgen die obligaten Reden.

„Mein Besuch ist ein Beweis der aufrichtigen Liebe Jugoslawiens zu Frankreich", liest Alexander von seinem Manuskript ab. Barthou erwidert: „Frankreich hat mit der Politik der Freundschaften begonnen und setzt diese Politik durch eine Politik der Bündnisse fort. Die Staaten der ‚Kleinen Entente' sind mit Frankreich durch die Bande der Freundschaft und Brüderlichkeit verbunden..."

Dann bittet Barthou Seine Majestät, im Regierungsauto Platz zu nehmen. Alexander steigt ein. Sein Lächeln wirkt steif. Im Fond des Wagens stehend, sieht



REEMTSMA
10 CIGARETTEN
SENOUSSI
Nº 16
leicht
SENOUSSI
Nº 16
leicht
Ein Zeugnis der Freundschaft

er über die Köpfe der jubelnden Menge und der Soldaten hinüber zu dem berühmt-berüchtigten romantischen Hafenviertel. Hier hat er als Prinz... nein, das ist vorbei. Für einen König verbietet es sich, pittoreske Spelunken und amüsante „maisons" zu besuchen...

Alexander blickt noch einmal zum Kreuzer „Dubrovnik" zurück, der draußen auf der Reede liegt. Heute vormittag erhielt er dort die Warnung des Chefs der Geheimpolizei. Vladeta Militschiewitsch bat Seine Majestät ehrerbietigst, sich in Marseille nicht öffentlich zu zeigen, da ein Attentat drohe. Aber Alexander ließ antworten:

„Das Programm muß eingehalten werden..."

Der König nimmt in den weichen Polstern des Rücksitzes Platz und gleich darauf setzt sich der Zug in Bewegung. An der Spitze reitet die „Garde republicaine" in ihren altertümlichen, aus der Zeit Napoleons stammenden farbenprächtigen Uniformen. Dahinter fährt ein Wagen mit Geheimpolizisten, dann folgt das Auto mit König Alexander, dem französischen Außenminister Barthou und General Georges.

An der rechten Seite dieses Wagens reitet zum Schutz und für besondere Dienste Alexanders Ehrenoffizier, Oberstleutnant Piolett, dem König schon von früheren Jahren her gut bekannt.

Das Attentat

Zehn Minuten hat der Empfang am Alten Hafen gedauert. Es ist jetzt 16 Uhr 12 Minuten. Der Wagen fährt durch die mit Platanen gesäumte Rue de Cannebière und erreicht den Börsenplatz.

Auf der rechten Straßenseite hat sich zwischen dem Spalier der Zuschauer und dem Zug ein Kameramann von der französischen Wochenschau aufgebaut. Leise summt die Kamera, um das prächtige Schauspiel für die Kinobesucher festzuhalten. Aber sie werden die Aufnahmen nie zu Gesicht bekommen.

Aus dem Spalier der jubelnden Menschen bricht plötzlich ein Mann hervor. Schnell durchläuft er den freien Raum zwischen Bürgersteig und Auto. Er schwingt sich auf das Trittbrett des Wagens und feuert fünf Schüsse auf den König ab.

Lähmende Sekunden des Schreckens. Dann Schreie des Entsetzens! Der Oberstleutnant schlägt mit dem Säbel den Königsmörder nieder, der betäubt zu Boden sinkt. Der Chauffeur, der auf Anweisung der Polizei eine geladene und entsicherte Pistole in der Rocktasche hat, feuert auf den am Boden liegenden Mann sein Magazin leer.

Die berittene „Garde republicaine" macht kehrt und drängt die sich auflösenden Menschenmassen auf den Bürgersteigen vom Auto des Königs ab. Zwei Polizisten aus dem vor dem Auto des Königs fahrenden Wagen springen herbei und reißen den Mörder hoch. Er kommt zu sich, zieht eine zweite Pistole aus der Tasche und versucht mit letzter Kraft, sich zu erschießen. Doch man schlägt ihm den Arm herunter.

Die Kriminalbeamten schleifen den Mörder, der wieder bewußtlos geworden ist, in einen nahegelegenen Kiosk. Mit ihren Leibern schützen sie ihn vor weiteren Schlägen. Der Täter lebt nur noch wenige Minuten. Während die Kriminalbeamten seine Taschen durchsuchen und noch eine Bombe finden, stirbt er.

In der Brusttasche entdeckt man einen tschechischen Paß auf den Namen Kelemen und auf dem linken Unterarm eine Tätowierung: einen Totenkopf mit zwei gekreuzten Knochen, darunter in kyrillischer Schrift „Freiheit oder Tod".

Die berittenen republikanischen Gardisten machen inzwischen dem königlichen Auto den Weg frei und fahren den Wagen in den Hof der Préfecture. Dort bettet man Alexander in einem Zimmer auf einen Diwan. Ein Arzt leistet die Erste Hilfe. Aber keine Hilfe mehr rettet den König. Zwei Schüsse sind durch die rechte Achselhöhle in die Brust gedrungen, ein dritter Schuß hat den rechten Arm zerschmettert. Kurz darauf stirbt Alexander I.

Auch Barthou und General Georges sind verwundet. Sie werden in das Städtische Krankenhaus gebracht. Die Verletzungen des französischen Außenministers scheinen nicht lebensgefährlich. Allerdings ist es notwendig, den rechten Arm abzunehmen. Während der Operation hört das Herz plötzlich auf zu schlagen.

Im gleichen Krankenhaus sterben noch ein Polizist und eine Frau, die von verirrten Kugeln getroffen wurden.

Hitlers schlechtes Gewissen

Der Königin Maria von Jugoslawien, Schwester des Königs Carol von Rumänien, überbringt man im königlichen Salonwagen, der dem Orientexpreß angehängt worden war, die Meldung, Seine Majestät sei in Marseille von einem mazedonischen Terroristen schwer verwundet worden.

Die Königin hat den Schienenweg gewählt, weil sie Seereisen nicht gut verträgt. Ihren Gemahl wollte sie in Paris wiedertreffen. Bereits auf der nächsten Station teilt man ihr den Tod Alexanders mit.

Der Chef des Geheimdienstes, Militschiewitsch, erhält die Nachricht im Hotel „Crillon" in Paris. Noch am Abend wird ihm gestattet, sich an den Ermittlungen der französischen Polizei zu beteiligen.

Aus der Firmenmarke des Anzuges, den der Mörder trug, stellt man das Geschäft fest, in dem er gekauft wurde. Noch bevor „Belle Jardinière" ihre Pforten schließt, sprechen Kriminalbeamte dort vor. Der Verkäufer erinnert sich genau der Kunden, die nicht französisch sprachen, sondern sich von einem Begleiter alles übersetzen lassen mußten.

Alle vier Herren kauften Anzüge, die noch am selben Tage in das Hotel „Regina" geliefert wurden. Minuten später gibt der Portier des Hotels weitere Auskünfte. Die betreffenden Gäste hatten alle tschechische Pässe, aber sie blieben nicht über Nacht.

Bereits am nächsten Morgen steht fest, daß die Pässe gefälscht sind und daß sich hinter dem Namen Kelemen der Mazedonier Georgiew versteckt hat. Geheimdienst-Chef Militschiewitsch stößt einen Fluch aus. Gerade vor Georgiew hatte er sowohl die jugoslawischen als auch die französischen Behörden gewarnt und das genaue Signalement durchgegeben.

Die Zeitungen veröffentlichen bereits am nächsten Tag das Paßbild. Sofort melden sich Zeugen, deren Aussagen es möglich machen, den Aufenthalt der Verschwörer in Frankreich genau zu rekonstruieren. Von Paris fuhren sie nach Aix en Provence. Nach Frankreich reisten sie über eine schweizerische Grenzstation ein; in die Schweiz kamen sie von Deutschland aus...

Die französische Polizei stellt sofort über das Außenministerium und den Botschafter in Berlin beim Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße das Ersuchen, einen Kriminalkommissar nach Berlin entsenden zu dürfen, um Erhebungen auf deutschem Hoheitsgebiet durchzuführen. Diese Bitte verursacht in Berlin einige Unruhe. Hat man in Paris irgend etwas entdeckt? Hat vielleicht einer der Mitwisser nicht dichtgehalten?

Hitler, der bereits am 9. Oktober gegen sechs Uhr nachmittags im Braunen Haus in München die Nachricht von der Ermordung des Königs Alexander in den Händen hält, stellt die Rückfrage:

„Haben wir eine Untersuchung zu befürchten?"

Heinrich Himmler, Chef der geheimen Staatspolizei, hat von seinem SD-Chef Heydrich eine beruhigende Auskunft erhalten. Mit betont fester Stimme antwortet der Reichsführer SS: „Natürlich nicht, mein Führer!"

„Dann kann dieser Franzose ruhig kommen. Sorgen Sie aber dafür, daß er keine Sekunde ohne Bewachung bleibt. Auf unsere Beamten ist kein Verlaß. Die sind viel zu vertrauensselig..."

Wein, Weib und Gesang

Die Jugoslawen bitten durch ihren Berliner Gesandten, einen Beamten entsenden zu dürfen: den Ministerialrat im Belgrader Innenministerium Dr. Ivar Mogorowitsch. Das Auswärtige Amt sagt dem Vertreter Jugoslawiens jede nur erdenkliche Unterstützung zu, ohne erst in der Reichskanzlei nachzufragen.

Als erster trifft der Franzose ein, der Kriminalkommissar Barthelot. Als Himmler die Meldung erhält, daß Barthelot die Grenze passiert hat, fragt er bei Heydrich an:

„Wen geben wir diesem Franzosen als Begleiter?"

Heydrich weiß sofort Rat: „Kriminalkommissar Martin."

„Martin?", fragt Himmler.

„Ja, den Martin, der seinerzeit das Memorandum über Jugoslawien eingereicht hat."

„Ausgezeichnet. Er soll sofort zu mir kommen."

Alfred Martin ist es nicht ganz wohl, als er den Befehl erhält. Kleinlaut betritt er den ersten Vorraum vor Himmlers Arbeitszimmer im Hochparterre der Prinz-Albrecht-Straße 8. Einer der hier diensttuenden vier SS-Männer springt auf und führt ihn zur Tür des zweiten Vorzimmers, wo Martin einen Augenblick warten muß. Ein Sturmführer meldet ihn an. „Sofort hereinkommen!" ruft Himmler. Martin tritt ein.

Er kommt nicht dazu, die Einrichtung des Arbeitszimmers zu betrachten. Himmler bittet „Kamerad Martin" sofort Platz zu nehmen und fragt dann: „Sie haben in der Presse von dem Attentat in Marseille gelesen?"

„Jawohl, Reichsführer!" antwortet Martin.

„Dann kann ich mir große Erklärungen sparen", meint daraufhin Himmler. „Also passen Sie gut auf. Paris schickt uns einen Kriminalkommissar. Er trifft morgen früh mit dem Zug Paris-Warschau hier ein. Die Jugoslawen haben sogar einen Ministerialrat nach Berlin beordert..."

Martin versteht das alles nicht. Was soll denn in Berlin gesucht werden? Fragend sieht er auf Heydrich, der mit verschränkten Armen an einem der Fenster lehnt. „Sie werden gleich begreifen", wirft dieser ein.

„Wir haben nichts zu verbergen", fährt Himmler fort, „wenigstens nichts, was den Mord betrifft. Aber deswegen kommen die Herren auch nicht nach Berlin. Die wollen andere Dinge ausschnüffeln. Ihre Aufgabe ist, ihnen alles zugängig zu machen, dabei aber wie ein Schießhund aufzupassen, daß den beiden Figuren nichts in die Hände fällt, was uns schaden kann. Verstanden!"

„Jawohl, Reichsführer!" antwortet Martin.

„Das ist nicht alles", ergänzt Himmler seine Ausführungen. „Sie haben einen Sonderfonds zur Verfügung. Für Spesen. Zeigen Sie den Herren nicht nur Akten. Sie verstehen. Bei Wein und Weib vergißt sich manches..."

„Und auch bei Gesang", fügt Heydrich lachend hinzu.

Gutbürgerliche Fassade

Martin beginnt sofort mit seiner Arbeit. Bis zur Begegnung mit dem französischen Kriminalkommissar Barthelot verbleiben ihm nur wenige Stunden. Ministerialrat Dr. Mogorowitsch dagegen wird einen Tag später aus Belgrad eintreffen.

Hinter den Kulissen der Reichskanzlei

Als erstes studiert Martin die Zeitungsausschnitte und die eingegangenen Agentenmeldungen, die ihm ein Adjutant Heydrichs auf den Tisch legt. Zu seinem Erstaunen liest der Kriminalkommissar, daß das Ausland ziemlich unverblümt Deutschland der Mittäterschaft, zumindest der Begünstigung, beschuldigt. Vor allem französische Zeitungen streichen die Verdachtsmomente heraus.

„Das kann ja gut werden", sagt Martin zu einem Kollegen. Noch ganz benommen von den soeben durchgearbeiteten Nachrichten, entschließt er sich gegen acht Uhr, erst einmal essen zu gehen und sich dann dem zweiten Teil seiner Aufgabe zuzuwenden, der Unterhaltung der ausländischen Gäste mit „Wein, Weib und Gesang", denn auch das muß vorbereitet werden.

Für diesen Zweck erscheint ihm ein Etablissement ganz eigener Art hervorragend geeignet: das Haus der Kitty Schmidt in der Budapester Straße 25 im Berliner Westen, ganz in der Nähe des Zoo. Er war zwar seit seiner Studentenzeit zwar nicht mehr dort, aber wie er sicher weiß, existiert es noch.

Mit der Untergrundbahn fährt er bis zum Bahnhof Zoo und geht dann zu Fuß, vorbei an der Gedächtniskirche, die Budapester Straße hinunter. Nach wenigen Minuten steht er vor dem Haus, das nach außen hin einen gutbürgerlichen Eindruck macht.

Die etwas protzige Fassade aus der Gründerzeit und der kleine Vorgarten mit dem eisernen Staketenzaun lassen nicht eine Sekunde ahnen, was für Überraschungen hier auf die gutbürgerlichen Besucher warten, die dort ein- und auszugehen pflegen.

Hinter dem rechten Pfeiler des Gartentors befand sich früher in einer Vertiefung eine nur Eingeweihten bekannte Klingel. Martin bereitet es diebische Freude, diesmal sozusagen im amtlichen Auftrag zu kommen. Wenn die Klingel nicht mehr dort sein sollte, wird er schon auf andere Weise ins Haus kommen. Aber vielleicht ist das nur Eingeweihten bekannte Klingelzeichen geändert worden?

Martin drückt wie früher zweimal kurz, einmal lang und noch einmal kurz. Zu seiner Überraschung surrt beinahe unmittelbar danach das elektrische Türschloß. Es hat fast den Anschein, als habe man auf ihn gewartet.

Martin stößt das eiserne Gartentor auf, geht zwei Schritte bis zur Eingangspforte, öffnet sie und steht plötzlich einem Mann gegenüber, den er trotz des matten Lichtes im Treppenhaus und trotz der grünen Schürze und der gestreiften Weste sofort erkennt.

„Was machen Sie denn hier?" fragt Martin.

„Icke? Ick empfange die Jäste und putze die Stiebel", antwortet der Mann aufsässig. Offensichtlich hat er keine Ahnung, welche Stellung Martin einnimmt.

Aber wenn es für diesen noch einen Zweifel gegeben hätte – die verrauchte, brüchige Stimme ist nicht zu verwechseln. Der Mann, der da auf der obersten Stufe zum Hochparterre steht, ist kein anderer als „Jauchenkuli", ein berüchtigter kommunistischer Totschläger.

Im nächsten Heft:

„Jetzt schlägt's dreizehn!" sagt der Kommissar / Im Bett erschossen / Der bestechliche Beamte / Eine furchtbare Enthüllung



DER GEISTERSCHUSS

Eine Denksportaufgabe für Amateurdetektive

Es war nur ein Spaß, den sich meine beiden Neffen mit mir erlaubten. Und doch wurde ich etwas nachdenklich. Wenn dieser hübsche und harmlose Trick einem kaltblütigen Mörder eingefallen wäre, dann hätte er sich in der Tat ein nettes Alibi schaffen können. Aber hören Sie, was die Lausbuben ausgeheckt hatten, ihren Onkel hereinzulegen . . ."

Der alte, kleine Kriminalrat Dr. Obermoos trank sein Glas leer und begann zu erzählen:

„Ich war wieder einmal für ein paar Tage zu Gast bei meinem jüngeren Bruder Karl und seiner Frau Christine. Ihre beiden Buben, Eberhard und Martin, finden es natürlich sehr aufregend, daß ihr Onkel ein Kriminalist ist. Onkel Spürnase, so nennen sie mich. Ich versäume selten eine Gelegenheit, ihnen etwas von meinem Beruf zu erzählen und sie auf das eine oder andere aufmerksam zu machen.

So auch diesmal, als ich mit den Buben durch die Stadt bummelte und an einer Ecke einen Mann Luftballons verkaufen sah. Ich kaufte ihm einen besonders schönen roten Ballon für den kleinen Martin ab – Eberhard ist für solche Dinge schon zu alt – aber ich hatte dabei meinen Hintergedanken.

‚Der Mann mit den Ballons ist ganz lehrreich', sagte ich zu den Buben im Weitergehen, ‚ihr seht, er hat jetzt noch fünf Stück. Jedermann wird ihn für das halten, was er ist, nämlich für einen Mann, der Ballons verkauft. Nun stellt euch einmal vor, er verkauft noch vier von den fünfen – und auf einmal wird sich das Urteil der Vorübergehenden über ihn, soweit sie überhaupt auf ihn achten, gewandelt haben. Viele werden den Mann mit dem einen Ballon nun für jemanden halten, der selbst einen Ballon gekauft hat, und manchem wird er vielleicht sogar etwas komisch vorkommen, obwohl er genau derselbe geblieben ist wie wenige Minuten zuvor. Man soll sich nicht allzusehr auf den Augenschein verlassen. Ihr versteht doch, was ich damit meine?'

Die beiden Buben nickten. Einen Augenblick lang kam es mir vor, als hätte Eberhard verschmitzt vor sich hingelächelt. Vielleicht war ihm in diesem Augenblick die Idee gekommen, seinem Onkel zu zeigen, daß nicht nur der Augenschein, sondern auch der Ohrenschein – wenn wir das Wort einmal erfinden wollen – zu trügen vermag. Aber ich vergaß die kleine Szene.

Es war der letzte Tag im März. Am nächsten Tag setzte pünktlich Aprilwetter ein. Es schneite. Bruder Karl brachte die Heizung wieder in Schwung, und bald war es in dem netten Siedlungshäuschen wohlig warm. Es war nach dem Mittagessen, und wir Erwachsenen saßen noch bei einer Tasse Kaffee beieinander.

Plötzlich ging die Tür leise auf und Eberhard steckte seinen Kopf durch den Spalt:

‚Ssst! Seid leise!' flüsterte er, ‚ein fremder Mann hat sich in unser Haus geschlichen. Kommt schnell mit! Er hat einen Revolver in der Hand gehabt. Martin beobachtet ihn inzwischen . . .'

‚Es wird doch nicht etwa wahr sein', flüsterte seine Mutter und sah mich etwas ängstlich an. ‚Das kommt davon, wenn man einen Detektiv zu Besuch hat,' meinte Bruder Karl und sah mich leicht mißbilligend an, ‚gleich werden einem die Spitzbuben ins Haus hintennach geliefert . . .'

‚Wir können ja einmal nachschauen', flüsterte ich zurück. Wir erhoben uns und gingen auf den Zehenspitzen die Treppe hinunter. An ihrem Fuße stand Martin mit hochrotem Kopf vor lauter Aufregung.

‚Der Mann ist in Vatis Zimmer geschlichen', meldete er uns leise. ‚Er hat die Tür hinter sich zugesperrt. Ich habe es genau gehört!'

Ich schlich mich zu der Tür und drückte behutsam die Klinke nieder. Tatsächlich, die Tür war zu! Ich blinzelte durchs Schlüsselloch. Kein Schlüssel steckte, und ich guckte genau auf die untere Hälfte eines Bücherschranks.

‚Vati, komm!' sagte leise Eberhard, ‚wir gehen vor das Haus und schauen nach, ob er vielleicht zum Fenster herauskommt. Komm doch . . .' Und sie trabten leise zur Haustür hinaus.

Ich lauschte an der Tür. Es war alles still im Zimmer. Oder knackte da etwas? Täuschte ich mich?

‚Das ist doch bloß ein Witz von euch!' hörte ich halblaut Mutter Irene zu Martin sagen, als

– als plötzlich in dem verschlossenen Zimmer ein dumpfer Schuß ertönte. Das war keine Täuschung mehr! Erstarrt blieben wir stehen.

‚Hast du einen Dietrich?' fragte ich. Martin sauste in die Küche und kam nach wenigen Augenblicken mit einem soliden Instrument zurück. In ein paar Sekunden hatte ich die Türe geöffnet und drang ein.

Kein Mensch war in dem Zimmer zu sehen. Kein Pulver zu riechen. Die Tür, in der ich stand, war die einzige, die in den Raum führte, und als ich an das Fenster ging, fand ich es verschlossen. Draußen standen Karl und Eberhard und sahen mich erwartungsvoll an. Ich machte das Fenster auf und sagte: ‚Kommt 'rein, Ihr zwei! Der Räuber hat sich mit einem Schuß in Luft aufgelöst . . .'

Den Zimmerschlüssel fanden wir etwas später neben der Matte vor der Haustür liegen, wie hingezaubert! ‚Was meinst du, was das war?' fragte mich Bruder Karl, als ich meinen kaltgewordenen Kaffee zu Ende trank.

‚Na, dann kommt mal mit', sagte ich und führte alle vier in das Zimmer, in dem es geknallt hatte, zu der Ecke, in der der wohlig, warme Heizkörper stand.

‚Seht ihr', sagte ich zu Karl und Christine, während die beiden Buben eilig verschwanden, ‚da liegt doch auf der Heizung ein Zettel! An ihm ist etwas angebunden und auf dem Zettel steht etwas geschrieben – des Rätsels Lösung.'

Nun, was meinen Sie? Was war an dem Zettel angebunden und was stand auf dem Zettel? Es war zweimal dasselbe Wort!"

Lösung: An dem Zettel, der auf der heißen Heizung lag, waren die kläglichen Reste eines einstmals schönen roten Luftballons angebunden. Und auf dem Zettel stand: April, April! Auf den letzten Tag im März folgt der erste April.

IMPRESS

Herz ohne Leine

Wie gefällt Ihnen Julchen, lieber Leser, die kleine Spanielhündin? Sie bewegt sich noch ein wenig tollpatschig in der großen Welt; denn sie ist gerade erst von dem jungen Architekten Fred aus dem Hundezwinger geholt worden. Und was sagen Sie dazu, daß dieser Fred das kleine Julchen seiner Freundin Dido schenkte, einem Mannequin? Julchen ist darüber nicht glücklich, denn das Mädchen riecht zu sehr nach Parfüm. Ein Glück, daß sich wenigstens der zehnjährige Michi aus dem Nachbarhaus um Julchen kümmert. Auch Teresa, Michis junge Mutter, freut sich über Julchen. Sie kann nämlich nicht richtig auf ihren Jungen aufpassen. Sie muß sich den ganzen Tag mit Schreibarbeiten abmühen, um Schulden zu bezahlen, die sie ihrem geschiedenen Mann verdankt. Und dann ist da noch Hubert Jordan, Generaldirektor einer Versicherungsgesellschaft und nebenbei Freds Onkel. Was er mit der ganzen Geschichte zu tun hat? Sie werden es bald erfahren! Bis zum nächsten Mal herzliche Grüße,

Ihre

Inge Rösener

Der Roman für Vater, Mutter und die Kinder von Inge Rösener

... und so kam es, daß Teresa unsanft auf dem Straßenpflaster landete. Hastig machte sie sich daran, den ausgekippten Inhalt ihrer Handtasche einzusammeln. Plötzlich eine angenehme dunkle Männerstimme ...

Zeichnung Bierwisch

Laß sie sausen", sagte Generaldirektor Hubert Jordan. „An einem Mädchen, das du nur mit einem neuen Wagen gewinnen kannst, hast du sowieso nichts verloren!"

Fred stand unschlüssig schon an der Tür. „Du kennst sie nicht", sagte er, „wenn du sie sehen würdest..." Seine Stimme klang plötzlich wieder hoffnungsvoll, aber Jordan winkte ab.

„Ich habe nicht die geringste Lust, ihre Bekanntschaft zu machen." Er blickte erneut nach der Uhr. „Du entschuldigst mich wohl jetzt, lieber Junge, aber mein Terminkalender ist bis zur letzten Minute eingeteilt!"

Fred verabschiedete sich hastig, und Hubert Jordan meinte noch den Seufzer der Erleichterung zu hören, mit dem der junge Architekt das Direktorenzimmer hinter sich ließ.

Nachdenklich blieb er in der Mitte des Zimmers stehen. War er nun sehr hartherzig gewesen? Er zuckte die Schultern. Andere Leute mußten auch selbst mit ihren Problemen fertig werden. Und wie kam ausgerechnet er dazu... noch da Fred nicht einmal sein eigener Neffe war, sondern der von Evelyn!

Er ging zum Schreibtisch zurück, nahm die zusammengefaltete Rechnung, schob sie in seine Brieftasche, griff nach dem Telefonhörer – „Den Wagen bitte, Fräulein Ebermann!" – und las gedankenlos noch einmal über den neuen Werbespruch hinweg: „Morgen ist es zu spät!"

Daß es zu fröhlich klang, konnte ihm jedenfalls niemand vorwerfen...

*

Es mußte Föhn sein, anders konnte sich Teresa das erneute Verschwinden der erst gestern abend wieder aufgefundenen, verfallenen Leihhausscheine beim besten Willen nicht erklären. Gestern abend waren sie dagewesen, drei Stück an der Zahl, und hatten irgendwo gelegen. Und jetzt waren sie weg, es mußte rein mit dem Teufel zugehen. Oder hing es etwa mit Julchen zusammen? Während Teresa fieberhaft suchte, gejagt von der Vorstellung, daß das Leihamt um halb ein Uhr Mittagspause machte und sie am Nachmittag aber nicht hinkonnte, weil Dr. Ambron ihr ein paar Schriftsätze diktieren wollte, dachte sie in einer freien Ecke ihres Gehirns an den vergangenen Abend.

Clausing war längst weggewesen und kein Michi weit und breit zu sehen, es war schon dunkel geworden, und sie hatte vergeblich gerufen, gepfiffen und nach ihm gesucht. Bis endlich – sie war schon der Verzweiflung nahe und Maxi auf dem Rad unterwegs, um nach Michi zu suchen – am Ende der Feilitzschstraße, dort, wo sie vom Englischen Garten hochkam, Michi aufgetaucht war, klein, müde und unsagbar schmutzig, mit

Aus Erfahrung und Fortschritt entwickelt:

Neue Spitzenleistungen von Miele



Vollautomatic 505



Was erwarten Sie von Ihrer Waschmaschine?

Ein offenes Wort: Eine Einheits-Waschmaschine, die für jeden Haushalt gleichermaßen ideal ist, gibt es nicht. Und es kann sie auch gar nicht geben, solange wir verschieden große Familien haben, in verschieden großen Wohnungen leben - und über keinen „Einheits-Geldbeutel" verfügen.

Die für Sie ideale Waschmaschine zu finden, darauf kommt es an! Das muß nicht unbedingt ein Vollautomat sein, vielleicht ist es in Ihrem Fall eine Normal-Waschmaschine oder ein Teilautomat?

In jedem Fall aber ist Miele richtig, denn Miele-Waschmaschinen gibt es „wie nach Maß". Miele bietet Ihnen als entscheidenden Vorteil die „freie Auswahl" zwischen Normal-Waschmaschinen, Teil- und Vollautomaten aller Systeme und in allen Preislagen, aber in der stets gleichen Miele-Qualität. Welche Miele Sie auch wählen - jede beweist Ihnen:

Erfahrung und Fortschritt — das ist Miele!



Jederzeit - waschbereit!

Die Vollautomatic Miele 505 kann ohne besonderes Fundament aufgestellt und direkt an die Wechselstromleitung angeschlossen werden: Gründliches Waschen im neuen Miele-2-Laugen-Waschverfahren: hoher Weißgrad für Ihre Wäsche • Automatische Waschmittelzugabe auch zum 2. Waschgang: Das gesamte Waschprogramm läuft ohne jede Wartung vollautomatisch ab • Sparsam im Strom- und Waschmittelverbrauch: 5 kg Wäsche waschen kostet nur 4 kW/h und 150 g eines modernen Koch-Waschmittels.

„Waschfrei" nach einem Fingerdruck!

Ein Schaltergriff - und das vorgewählte Spezialprogramm für 5 kg Wäsche läuft vollautomatisch ab. Die große Wäsche wird zur „Fingerspitzen-Zauberei" • Drucktastenschaltung für 3 Spezial-Waschprogramme - für Fein-, Grob- und Schmutzwäsche • Jedes Waschprogramm mit spezieller Temperaturregelung, speziellem Wasserstand, speziellem Dreh-Rhythmus der Trommel und unterschiedlichem Zeitablauf • Nur 2 cm Wandabstand - daher überall als Teil einer modernen Einbauküche aufzustellen.

Voll- oder Teilautomaten — nach Ihrer Wahl

Welche Miele die richtige für Sie ist, das erzählt Ihnen der „Miele-Wegweiser", in dem Sie genaue Einzelheiten über alle Miele-Waschmaschinen finden. Wir schicken Ihnen diesen Farbprospekt gern ins Haus.

(Bitte ausschneiden und auf Postkarte an die Abteilung 6/1 schicken)

Miele-Waschmaschinen „wie nach Maß" für jede Familiengröße, für jeden Geldbeutel



Bitte schicken Sie mir — völlig unverbindlich und kostenlos für mich — Ihren „Miele-Wegweiser"!

(Lesezirkel-Leser benutzen zur Anforderung eine Postkarte ohne Ausschnitt)

Name:

Wohnort:

Straße:

Miele-Werke A.G. Gütersloh / Westfalen

6/1

Eigene Miele-Verkaufsstellen in: **Zürich,** Limmatstraße 73 · **Salzburg 2,** Haydnstraße 4 · **Brüssel,** 34, Bd. de Waterloo · **Rotterdam,** Goudsesingel 92

nassen Strümpfen und triefenden Sandalen. Und an der Leine hatte er einen ebenso schmutzigen, ebenso nassen, schrecklich müden kleinen Hund gehabt: Julchen, mit tapsigen Bewegungen, dicken Pelzpfoten und einem viel zu weiten Fell.

Alle mütterlichen Vorhaltungen waren ihr angesichts dieses Anblicks im Hals steckengeblieben. Zuerst hatten sie im Gemeinschaftsbadezimmer der Mansarde Julchen gebadet, trocken gerieben und gekämmt und sie dann in tadellosem Zustand bei Frau Cerutti abgeliefert. Und dann war Michi an die Reihe gekommen. Baden, trocknen, füttern… und erzählen.

Und nun waren die Biester nicht da… doch, endlich! Sie steckten in den Taschen von Teresas altem blauem Bademantel, in die sie – fast gedankenlos – gegriffen hatte. Es war auch höchste Zeit. Teresa lief die Treppe hinunter, fiel beinahe dem netten Tierarzt in die Arme, der auf seine schüchtern-sympathische Art sie stets spüren ließ, daß er sie tatsächlich gern einmal in die Arme nähme, erhielt im Weiterrennen seine Zusicherung, er wolle ihr seine Maschine borgen, schwang sich aufs Fahrrad und fegte durch die Straßen, das Leihamt statt der Augen im Kopf… und so kam es auch, daß sie an der letzten Kreuzung bei Rotlicht durchfuhr, einen Stoß bekam und unsanft auf dem Straßenpflaster landete. Sie entdeckte sich schließlich wieder zwischen dem umgefallenen Rad, dem ausgekippten Inhalt ihrer Handtasche und der Stoßstange eines fetten Wagens, dessen livrierter Chauffeur sofort ausstieg und ihr über das Einmaleins der Verkehrsvorschriften einen Vortrag hielt.

Teresa stellte fest, daß die Arme und Beine noch vorhanden waren, wenn auch ein wenig schmerzend durch die unsanfte Berührung mit dem Straßenpflaster, daß das Rad keinen Achter aufwies und daß kein Schupo in der Nähe war. Hastig machte sie sich daran, den Paß, die Puderdose, die Hausschlüssel einzusammeln.

„Es tut mir sehr leid, aber Sie sind bei rotem Licht durchgefahren", sagte jemand neben ihr. Teresa blickte flüchtig hoch. Der Besitzer der Stimme gehörte anscheinend auch zu dem Teufelsfahrzeug. Aber es war ja gut gegangen Hauptsache, sie kam nocht rechtzeitig zum Leihamt.

„Das gehört wohl auch noch Ihnen", sagte wieder die ziemlich leise, angenehm dunkle Stimme, und zum Chauffeur gewandt: „Augenblick noch, Huber."

Teresa griff hastig nach den gelben Zetteln. „Die Leihhausscheine, geben Sie her, das ist ja die Hauptsache!" Sie stopfte sie in die Handtasche und hängte die Tasche ans Rad.

„Wenn Sie sich etwas getan haben und Ansprüche geltend machen wollen…", sagte der Herr mit der netten dunklen Stimme und zog eine kleine Karte aus der Brieftasche.

„Unsinn!" Teresa winkte ab. Sie war schon halb über der Straße. „Ich bin froh, wenn Sie mir nichts tun, schließlich hatte ja ich die Schuld…"

Daß der grauhaarige Herr ihr kopfschüttelnd nachsah, ehe er zu seinem Chauffeur sagte: „Und jetzt zum Salon Emilia", hörte sie nicht mehr. Denn sie sah mit Schrecken, daß das Leihhaus eben abgesperrt werden sollte.

„Ach bitte", sagte sie flehend zu dem Mann im gelbbraunen Mantel, der sie durch eine randlose Brille nicht unfreundlich ansah, „können Sie mich nicht noch 'reinlassen, ich hatte einen Unfall…"

Und während der Mann noch einen Augenblick überlegte, kamen ihr plötzlich die Tränen. Der Schock, die Vorstellung, was aus Michi hätte werden sollen, wenn sie überfahren worden wäre das Bewußtsein, daß ihre Knie höllisch brannten und die Strümpfe aufgerissen

waren – und nun zu allem vielleicht auch noch der endgültige Verlust von Wintermantel, Armbanduhr und Nähmaschine..

„Na, kommen Sie rasch 'rein“, sagte der Beamte, ließ sie eintreten und schloß ab. „Ausnahmsweise, die Mittagspause ist nämlich nur kurz! Was möchten Sie denn beleihen lassen?“

Teresa sah den freundlichen Beamten verzweifelt an. „Es ist noch viel schlimmer“, sagte sie und kramte ihre Scheine aus der Tasche, in der jetzt wüste Unordnung herrschte.“ Ich habe den Termin verstreichen lassen und... vielleicht ist alles schon versteigert.“

Der freundliche Mann mit der Brille studierte die Scheine und sprach mit zwei, drei Kollegen hinter dem Schalter. Andere, die die Mittagspause schon begonnen hatten, kamen dazu und hörten mit.

„Wenn wir Glück haben, sind die Sachen noch im Haus, die sollten heute mittag eigentlich zur Versteigerung geschickt werden. Wieviel können Sie denn anzahlen? Oder wollen Sie die Pfänder ganz einlösen?“

Teresa zuckte die Schultern. Es war hoffnungslos. Sie hätte sich den Weg sparen sollen, dann wäre sie nicht fast von einem Auto totgefahren worden und Michi säße nicht allein zu Hause und müßte sich sein Mittagsessen selbst warm machen...

„Heute“, sagte sie fest, „kann ich überhaupt noch nichts abbezahlen. Ich dachte nur, ich hoffte... wenn ich in drei oder vier Tagen etwas zahle, daß man es vielleicht nochmal verlängern könnte...“

Keine Antwort. Die Beratung ging weiter. Es hatte keinen Sinn, da noch Hoffnung zu haben. Der Wintermantel war eben futsch, futsch wie die Nähmaschine und die Armbanduhr, die noch von Vater stammte.

Der mit der Brille drehte sich um.

„Die Kollegen haben zusammengelegt“, sagte er und hatte die gelben Scheine und ein paar Geldnoten in der Hand. „Wir gehen jetzt und lösen die Pfänder aus. Und nachher gehen Sie zu dem Schalter dort hinten und lassen sie neu beleihen, dann haben wir immer noch drei oder vier Monate Zeit, und nachher können Sie's noch weiter verlängern lassen. Nur den Termin dürfen Sie nicht mehr vergessen. Aber wir sind doch schließlich keine Unmenschen hier...“

Teresa sah ihn fassungslos an.

„Noch dazu, wo Sie so zugerichtet worden sind...“

Der fette Wagen und der schimpfende Chauffeur fielen Teresa ein. Und plötzlich entsann sie sich ganz genau des Mannes mit der sympathischen, warmen, dunklen Stimme. Schöne Augen hatte er gehabt, bißchen müde, ein wenig traurig... aber doch schön...

Ich bin blöd, dachte sie. Aber eigentlich verdanke ich ihm, daß die hier alle so nett zu mir sind und mir ihre Mittagspause opfern.

„Vielen, vielen Dank“, stieß sie hervor und schüttelte einem nach dem anderen die Hand,“ vielen herzlichen Dank...“

*

Schokoladenpudding war seit eh und je Michis Leib- und Magenspeise, und Teresa wunderte sich sehr, als er steif und fest behauptete, er könne keine zweite Portion mehr essen.

„Wirklich, Mami, ich hab' einfach keinen-Platz mehr im Magen“, beteuerte Michi und zappelte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. „Kann ich jetzt 'runter?“

Noch kam nicht das ersehnte „Ja“, und Michi sah ungeduldig zu, wie Mami sich eine Tasse Kaffee aufbrühte. Er wußte ja, daß nachher der Till kam – der nette Student, der mit seiner Schwester Karin neben Tante Lilo wohnte und für den Mami eine Doktorarbeit abschrieb. Und er wußte, daß sie den ganzen Morgen schon getippt hatte und sicher jetzt in Ruhe den Kaffee trinken und eine Zigarette rauchen wollte.

Als sie nun die kleine Wohnküche



„Ich würde mich glücklich schätzen, einen Sohn zu haben, der den Mut hat, mit solchen Zensuren vor seinen Vater zu treten!“

verlassen hatte, um Zigaretten zu suchen, rutschte Michi eilig von seinem Stuhl, griff nach dem Frischhaltebeutel, in dem seine Schulbrote gewesen waren, und füllte zwei Löffel Schokoladenpudding hinein. Dann drehte er ihn oben zu und stopfte ihn – es ging nicht ganz leicht – in die Hosentasche.

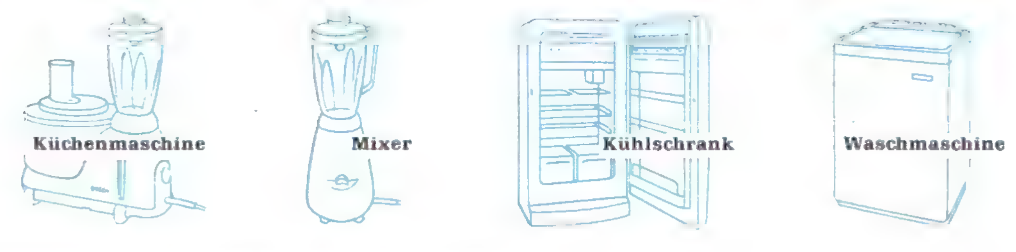
Als Teresa aus dem Wohnzimmer zurückkam, waren alle Spuren beseitigt; Michi hatte den Puddingrest in eine kleine Glasschüssel gefüllt, dabei fiel es nicht so auf, daß er abgenommen hatte. Und im Augenblick spülte er gerade flüchtig die Teller im Spülbecken ab, ließ kaltes Wasser darüber laufen, das bis an die Wand spritzte, und sah sehnsüchtig zum Fenster hinaus, denn da lachte ein wolkenlos blauer Himmel.

„Frau Höfelein hat gesagt, wir haben Föhn, und da wird das Wetter schlecht“, warf er ein, während Teresa noch immer nicht begriff, die Kaffeedose aufmachte und den Kaffee in den Filter gab. Dabei sah sie geistesabwesend Michis häuslichen Bemühungen zu. „Ich mache das lieber selber“, sagte sie nach einer Weile, „du glaubst doch nicht, daß die Teller sauber sind! Da klebt doch noch der ganze Pudding dran! Wie steht es denn mit Schulaufgaben?“

Michi schüttelte den Kopf. „Wir haben nichts auf. Kann ich jetzt 'runter?“

Gott sei Dank, Mami nickte, und







Herz ohne Leine

Michi war auch schon aus der Tür. Während er die Treppen hinunterlief, beschloß er, die paar Rechenaufgaben abends im Bett zu machen, wenn Mami dachte, daß er schon schlief, es war ja zum Glück jetzt abends noch ziemlich lange hell. Und das Gedicht, das sie bis morgen lernen sollten – ach was, das konnte er morgen früh machen. Er würde sich einfach vornehmen, eine halbe Stunde eher aufzuwachen. Jetzt war dazu wahrhaftig keine Zeit, denn Julchen wartete…

Auf den Spaziergang. Auf das aufgesparte Schulbrot in der linken und den noch warmen Schokoladenpudding in der rechten Hosentasche.

*

Luise Petruschkat, Haushälterin bei Generaldirektor Jordan in seinem weiträumigen, viel zu großen, in einem herrlichen Garten gelegenen Haus in Grünwald, räumte kopfschüttelnd den wieder einmal fast unberührten Frühstückstisch ab.

Es war eine Schande. Selbst die Eier im Glas – weder zu weich noch zu hart, dafür jetzt aber kalt – hatte der Herr Generaldirektor stehen lassen. Auf seinem Teller langweilte sich eine halbe Semmel, die andere Hälfte schien er ohne Butter und irgendeinen Belag gegessen zu haben, denn auch von der Butter, der Marmelade und der Salami fehlte nichts. Was er zu sich genommen hatte, war eine Kanne vollschwarzen Kaffees „mit Muskeln", wie er zu bestellen pflegte. Und selbst dann war er ihm oft nicht stark genug. Aber der Aschenbecher – der war wieder angefüllt mit Zigarettenstummeln, die die Luft verpesteten und die frisch gereinigten Gardinen verdarben. Außerdem lagen noch vier Tageszeitungen herum, darunter eine englische. Und telefonieren hatte sie ihn auch schon hören.

„Besser gar kein Leben als so ein Leben", knurrte sie, als sie kopfschüttelnd daran ging, Ordnung zu machen und die Fenster zu öffnen, damit der Qualm abziehen konnte. Draußen im Garten, der schon mehr ein Park war mit seinen vielen Bäumen, stutzte der alte Maxbauer die Rosen.

„Für wen eigentlich", brummte Luise Petruschkat vor sich hin. Er sah sie sowieso nicht an, weder die Blumen noch die Bäume, noch irgend etwas. Die Zeitungen ja, die schon. Und sonst? Den ganzen Tag saß er in diesem gräßlich großen Versicherungsbau in der Stadt. Und am Abend? Oder am Wochenende? Zeitungen. Radionachrichten. Telefongespräche, in denen es um Werbesprüche, Aufstellungen und Statistiken ging. Dazwischen Kaffee, Zigarren, Zigaretten…

„Aber warum beklage ich mich eigentlich?" dachte Frau Petruschkat. Arbeit macht der Herr Generaldirektor so gut wie gar nicht. Ansprüche stellt er keine, so ruhig, so in sich gekehrt wie er ist. Aber man hätte doch gern mal einen Spaß, würde gern mal lachen, man möchte sehen, daß es ihm schmeckt, wenn man sich schon stundenlang an den Herd stellt.

Da war das mit dem Karl, als er noch lebte, doch ein anderes Leben gewesen. Sie hatte seine Hemden gewaschen, seine Socken gestopft, das Bier geholt, und sie war noch, um dazu zu verdienen, zu zwei Stellen als Zugehfrau gegangen. Und wenn der Karl einen zuviel getrunken hatte, dann hatte er sie manchmal auch geschlagen. Aber das war doch ein Leben gewesen. Und damals hatte sie auch den Heinz noch gehabt, der aus der Lehre gleich in den Krieg gemußt hatte und nicht mehr wiedergekommen war…

Nee – das damals, das war das richtige Leben. Aber so, wie der Herr Generaldirektor lebte, war es ja schlimmer als tot zu sein…

Sie stieß einen lauten Seufzer aus, packte das schwer beladenene Tablett

und trug es vom Frühstückszimmer durch das Kaminzimmer und über den Flur in die Küche. Als sie mit dem Ellbogen die Küchentür aufstieß, fuhr sie erschrocken zusammen, so daß die Zukkerdose das Übergewicht bekam und auf dem Fließenboden zerschellte.

„Wie hab' ich mich erschrocken!" rief sie aus, denn da saß der Herr Generaldirektor auf einem Küchenstuhl und war ganz weiß im Gesicht.

„Was ist denn los, Herr Generaldirektor? Wie sehen Sie denn aus? Ist was passiert?"

Jordan winkte nur matt ab, blicklos starrte er auf einen Wasserflecken auf dem Küchentisch, ohne ihn recht wahrzunehmen, auf die chromblitzenden Herde, den Kühlschrank, die weißen Kachelwände.

„Mir ist plötzlich schlecht geworden", sagte er und machte mit der Hand eine kreisende Bewegung, während er mit aller Energie versuchte, das Schwindelgefühl loszuwerden. Er schämte sich ein wenig vor Frau Petruschkat, daß er hier hockte, ein Häufchen Elend mit Beinen, die zu kraftlos waren, als daß er sofort wieder hätte aufstehen können.

Das Telefon klingelte. Er deutete mit dem Kopf nach draußen. „Sehen Sie mal nach, wer es ist", brachte er matt hervor. „Sagen Sie, was Sie wollen. Ich wär' schon weg, egal, was... wenn es wichtig ist... ich hoffe, es geht gleich wieder."

Aber Frau Petruschkat fiel es überhaupt nicht ein, ans Telefon zu gehen. Sie stemmte, nachdem sie das Tablett abgesetzt hatte, die gut gerundeten Arme in die Hüften, ballte die Hände, mit denen sie ihren Karl einmal saftig geohrfeigt hatte, zu Fäusten und fühlte sich kampfbereit wie in ihren besten Zeiten.

„Das Telefon", sagte sie entschlossen, „das kann jetzt ruhig klingeln. Aber Ihnen Herr Direktor", fuhr sie fort, „Ihnen möcht' ich mal was sagen." Und sie vergaß diesmal sogar, dem Direktor das Wörtchen General voranzustellen. „Zu

Das radelnde „Tischlein deck dich"



„Was darf's heute sein?" fragt am Telefon der Oberkellner vom West-Coast-Hotel im kalifornischen San Diego." Zweimal Suppe, Hummercocktail, Steak mit Salaten und Pfirsich Melba." — „Okay, ist notiert! In 10 Minuten wird gedeckt!" Nicht etwa im Hotel-Speisesaal, sondern auf dem Tisch des Anrufers in dessen Ferien-Bungalow oder davor auf der Terasse angesichts des märchenblauen pazifischen Ozeans. Und um das Märchen vollkommen zu machen, kommt ein schokoladenbrauner Boy, das Tablett mit dem Menü kunstvoll auf den Fingerspitzen balancierend, auf einem chromblitzenden Fahrrad angeflitzt. Kalt kann das Essen bei 35 Grad im Schatten trotz des Fahrtwindes kaum werden, allenfalls das Eis ist etwas angeschmolzen. Und teurer ist dieses Gedeck frei Haus auch nicht. Das ist eben Dienst am Ferienkunden!

Herz ohne Leine

wundern brauchen Sie sich jedenfalls nicht. Ein halbes Brötchen. Nicht mal Butter drauf. Und die Eier haben Sie auch wieder übriggelassen. Das wurmt mich schon lange, glauben Sie vielleicht, dazu gebe ich mir immer Mühe, daß sie nicht zu weich und nicht zu hart sind? Nee, nee, Herr Direktor, wenn einer bloß Zeitungen und Zigaretten frißt... nehmen Sie's mir nicht übel, aber was wahr ist, muß auch wahr bleiben; der Kaffee, den ich Ihnen da immer machen muß – mir dreht sich der Magen um –, das ist schon kein Kaffee mehr, das ist ja das pure Gift. Da muß einer ja den Herzschlag kriegen!"

Jordan ließ alles gelassen über sich ergehen.

„Herz", murmelte er jetzt mit blassen Lippen, „das Herz, das ist es..."

Luise Petruschkat sah ihn mit einem beinahe triumphierenden Ausdruck an. „So, das Herz? Soll ich Ihnen mal sagen, was ich denke, was es ist? Das Büro, das ist es. Und die vermaledeiten Zeitungen und die Zigaretten. Ja, und der Kaffee. Und daß wir den Garten für nichts und wieder nichts richten lassen. Ich möchte mal wissen, wozu der Maxbauer von morgens bis abends pflanzt und gräbt und Unkraut jätet – sie werfen ja doch keinen Blick hinaus. Sie haben ja gar kein Auge dafür. Und Gäste haben wir auch nie. Und wenn jemand kommt, dann ist es Geschäftsbesuch, und die rauchen genausoviel wie Sie und trinken Kaffee und Kognak und kümmern sich den Teufel darum, ob meine Lendensteaks schön zart gebraten sind oder die Rosenrabatten gerade blühen, und was für Farben der Phlox hat und ob der Rasen gemäht ist. Den Maxbauer, den brauchen Sie gar nicht, Herr Direktor. Und mich, mich brauchen Sie auch nicht – man kann sich ja anstrengen, so sehr man will. Sie merken doch sowieso nichts davon, schmecken tut Ihnen auch nichts. Es hat ja alles keinen Sinn!"

„Es hat ja alles keinen Sinn", wiederholte Jordan leise, müde und apathisch. Was hätte er der Luise Petruschkat denn auch erwidern sollen. Sie war eine gute Person, sie hatte ihre Schrullen, und sie verstand nicht, daß er nichts wollte als seine Ruhe. Ruhe wovon? Er wußte es auch nicht. Im Augenblick wußte er jedenfalls nur, daß er sich abscheulich fühlte. Aber es war Unsinn, das mit dem Kaffee und den Zigaretten in Zusammenhang zu bringen. So lebte er schon jahrelang, und bis jetzt war nie etwas vorgefallen. Es war das gleiche Quantum Kaffee, die gleiche Stärke wie stets bisher, die gleiche Menge Zigaretten, so zwischen vierzig und fünfzig pro Tag, mal auch nur fünfunddreißig. Und die paar Telefongespräche, die er heute früh geführt hatte... Lappalie, das konnte es nicht sein. Eins mit Hamburg, eins mit London und eins mit Berlin. Und noch ein paar Stadtgespräche mit den Direktoren der Münchner Hauptstelle über ein neues Programm.

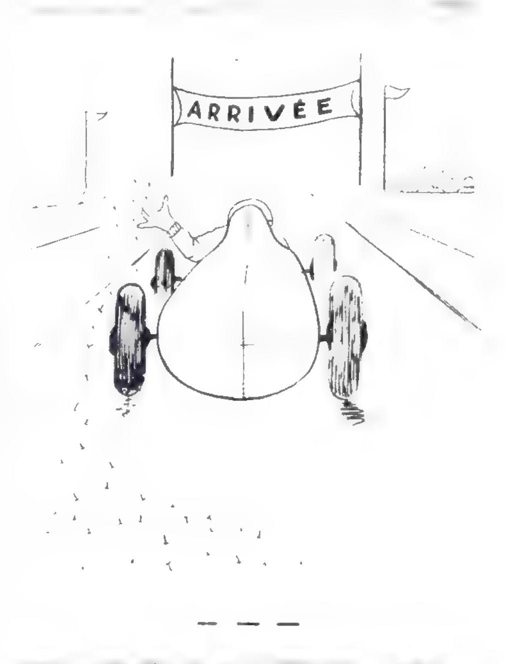
Lächerlich, so fing doch jeder Tag an, ehe der Wagen ihn abholte. Über den Anruf von Rechtsanwalt Haberkorn, der ihm mitteilte, Evelyn brauche ihrer Ansicht nach zu einem angemessenen Leben – sie führe ja schließlich seinen Namen mindestens fünfhundert monatlich mehr, hatte er sich auch nicht weiter aufgeregt. Die Androhung, daß Evelyn mit achtzehnhundert hungern und in Armut verkommen müsse, war nicht allzu ernst zu nehmen. Und überhaupt, der Teufel mochte Evelyn und ihre unglaublichen Ansprüche holen. Er merkte, daß der Ärger ihn belebte, und spürte, daß er wieder Farbe bekam.

Frau Petruschkat stellte einen Teller vor ihn hin. Er hatte nichts davon gemerkt, daß sie in Windeseile Rührei mit Schinken gemacht hatte, einen Klecks Tomatenmark darüber, weil das Auge mitaß, wie sie immer sagte, und mit Petersilie appetitlich garniert. Es war in der Tat ein wohltuender Anblick und ein angenehmer Geruch.

„So", sagte Frau Petruschkat, noch immer mit der gleichen, energischen Stimme wie zuvor. „Und jetzt wird gegessen!" Und Jordan nickte gehorsam und begann zu essen. Die unter Bärbeißigkeit verborgene Fürsorge tat ihm ganz gut, jedenfalls solange er sich so schlecht fühlte.

„Vielleicht sollte ich vorher die Pillen nehmen, die auf dem Schreibtisch liegen", schlug er zaghaft vor. Aber Frau Petruschkat wies mit napoleonischer Geste auf den Teller.

„Nix da, Pillen. Vielleicht noch in den leeren Magen, das Mistzeug? Gegessen wird. Und ich gehe keinen Schritt von hier weg, ehe der Teller leer ist. Das hat bei meinem Heinz geholfen, als er noch klein war. Und das wird auch bei Ihnen helfen. Und wenn Sie aufgegessen haben, gibt's ein kleines Fläschchen Sekt." Sie nahm eine winzige Flasche aus dem Kühlschrank. „Viel verstehe ich ja nicht davon, aber ich hab' einmal gehört, es belebe das Herz." Sie machte sich daran,



— — —

die Flasche zu öffnen. „Aber erst, wenn der Teller leer ist!"

Und Jordan gehorchte widerspruchslos. Solcher Bestimmtheit ließ sich, noch dazu in seiner momentanen Verfassung, kaum Trotz bieten.

*

Michi war überglücklich. Für ein paar Tage – so erzählte er Teresa – fiel die Schule aus, weil sein Lehrer krank war, und so konnte er den ganzen Tag mit Julchen im Sonnenschein spielen. Das Wohnzimmer und Michis halbes, kleines Zimmerchen lagen nach Westen hinaus, zur Feilitzschstraße, und hatten erst ab mittags Sonne.

Teresa war froh, daß Michi nicht, wie sonst so oft, vorgeschlagen hatte, zusammen ins Ungererbad zu gehen. An solch einem herrlichen Tag wäre es ihr schwergefallen, zu widerstehen. Und es war so wichtig, daß sie mit ihrer Arbeit fertig wurde. Lilo Reimers hatte ihr gestern abend ein ausführliches Filmexposé mitgebracht, das Teresa bis heute nachmittag abschreiben mußte – zumal für Fritzchen eine Rolle vorgesehen war.

Teresa beschloß, heldenhaft in der Finsternis des momentan sonnenlosen Arbeitszimmers auszuharren. So war auch die Versuchung nicht so groß, von einem Urlaub irgendwo am Wasser zu träumen... mit Michi. Und vielleicht... Quatsch. Mit niemandem sonst. Sie brauchte nur an Robby zu denken, da vergingen ihr die backfischhaften Träumereien. Wollte sie vielleicht noch einmal

so reinfallen? Nein, sie wußte, daß sie niemanden mehr lieben würde. Und das bedeutete, daß sie auch nicht mehr heiraten würde, denn ohne Liebe? Unvorstellbar! Selbst Michi zuliebe nicht. Und wenn erst die Schulden abgearbeitet waren, dann würde alles besser werden...

Sie brachte ihre leere Kaffeetasse und den gefüllten Aschenbecher in die Küche, machte die Flurtür auf, als es klopfte, und ließ Karin, die nette Kunststudentin, eintreten, die ihr wieder einen Teil der Doktorarbeit ihres Bruders Till brachte. Karin und Till bewohnten die hinterste Mansardenwohnung, die aus einem Atelierraum mit Oberlicht, einem ewig tropfenden Wasserhahn und rissigen Wänden bestand. Sie besaßen zusammen den rosaweißgestreiften „Emil", ein uraltes Vehikel, in dem auch Teresa und Michi schon zum Baden mitgenommen worden waren – die Zierde der Feilitzschstraße, wenngleich auch eine ziemlich unzuverlässige Zierde. Denn „Emil" pflegte oft stehenzubleiben, wenn er eigentlich losfahren sollte, so daß er häufig von seinen Fahrgästen geschoben werden mußte, anstatt sie zu fahren.

Karin war ein schlankes Mädchen, nicht auffallend hübsch, aber sympathisch. Sie sah müde aus.

„Ich habe die ganze Nacht wieder Babysitter gespielt. Die lieben Eltern sind erst gegen fünf nach Hause gekommen – es hieß, sie wollten nur ein Stündchen weg. Und der ungezogene Balg hat die ganze Nacht gebrüllt..."

Teresa hatte noch ein bißchen Kaffee in der Kanne, und Karin kippte ihn kalt und hastig hinunter. „Hoffentlich werde ich wach... wir müssen heute ein paar Probezeichnungen abliefern, und ich bin noch nicht ganz fertig. Till wollte Ihnen sein Geschreibsel selbst bringen. Er sagt, er habe so viel darin korrigiert, daß Sie sich sicher nicht zurechtfinden, aber erstens ist er unrasiert und zweitens liegt er noch im Bett. Denn im ‚Brutkasten' hatte es auch bis vier gedauert letzte Nacht. Und seine Saxophonnummer ist momentan die Attraktion." Sie stand wieder auf. „Mühsam nährt sich das Eichhörnchen, was? Wenn ich uns so ansehe..."

Teresa sah die Seiten flüchtig durch. Sie kannte Tills Klaue langsam und fand sich einigermaßen zurecht, es strengte nur manchmal die Augen an.

„Warum suchen Sie sich eigentlich keinen festen Job", wollte Karin wissen. „Ich meine, Sie leben doch auch immerzu von der Hand in den Mund, und Sie haben doch Michi."

„Eben deshalb", sagte Teresa. „Gerade wegen Michi. Sonst wäre er ein sogenanntes Schlüsselkind; ich hätte keine Zeit, könnte mich nicht um ihn kümmern, und er täte, was er wollte..." Die Klingel unterbrach sie.

„Sicher der Gerichtsvollzieher", vermutete sie und lachte mit Selbstironie. „Er war schon so lange nicht mehr da..."

Aber es war nicht der Gerichtsvollzieher. Vor der Tür, groß und knochig mit freundlichen hellbraunen Augen unter der Brille stand Herr Pfaff, Michis Klassenlehrer.

„Ach", sagte Teresa erstaunt. „Herr Pfaff. Sind Sie wieder gesund? Sie waren wohl ziemlich krank, Michi hat es mir erzählt!"

Sie ließ ihn eintreten und machte ihn mit Karin bekannt, aber der junge Lehrer war unaufmerksam bei der Begrüßung, obwohl Karin durchaus einen netten Anblick bot.

„Krank? Ich?? Ich wollte mich erkundigen, wie es Michi geht, wann er wieder gesund ist. Er fehlt doch nun schon eine gute Woche, und da wir noch keine Entschuldigung von Ihnen bekommen haben, wollte ich bei Ihnen reinschauen – es liegt ohnedies am Weg."

Teresa wußte, daß sie in diesem Moment bestimmt keinen geistreichen Eindruck machte. Und Herr Pfaff schien auch etwas verwirrt. Karin aber sprang lachend auf.

„Ich muß gehen, Teresa. Nehmen

Herz ohne Leine

Sie's nicht tragisch. Vermutlich wollte Michi mal ein paar Tage Pause machen, Buben sind so. Till war auch nicht anders. Wenn man Brüder hat, dann kennt man sich da aus."

„Wo ist denn der junge Mann", fragte Herr Pfaff und sah sich suchend um. „Sicher wird er es uns sagen. Aber ich verstehe es nicht recht. Wir haben weder eine Schulaufgabe in diesen letzten Tagen geschrieben, seine Leistungen sind ebenfalls zufriedenstellend. Zwar im Rechnen dürfte er noch etwas besser werden..."

Ich auch, dachte Teresa und überlegte. „Michi? Der ist mit Julchen spazieren."

„Julchen? Ach! Michi hat mir nie erzählt, daß er noch ein Schwesterchen hat. Es ist wohl noch recht klein?"

Teresa biß sich auf die Lippen, aber sie konnte sich das Lachen nicht verbeißen. Die Vorstellung, daß Michi Julchen vielleicht im Kinderwagen mit rosa Jäckchen spazierenfuhr, war zu komisch.

„Julchen ist ein Hund", sagte sie.

„Ein Hund? Und der Hund heißt Julchen?" Herr Pfaff war nicht sicher, ob sich Teresa über ihn lustig machte. Sie schien das alles sehr komisch zu finden. Und dann gar noch ein Hund, der Julchen hieß.

„Julchen heißt Julchen", sagte Teresa. „Und wenn Sie ein wenig warten, bis Sie Julchen kennenlernen, dann werden Sie vielleicht auch verstehen, daß man für Julchen schon mal die Schule schwänzt. Aber dazu müssen Sie eben Julchen erst kennenlernen."

*

Michi und Julchen saßen indessen, mit sich und der Welt im Einklang, müde und erhitzt, in trauter Zweisamkeit auf einer Bank im Englischen Garten, auf der auf einem Messingschild zu lesen stand, daß sie von der Firma „Storch-Kinderwagen" gestiftet worden war. Es war heiß, die abgemähten Wiesen rochen süß und gar nicht nach Stadt, auf dem nahegelegenen See zogen Entenmütter mit ihren Kleinen entlang, in gemessener Entfernung vom Ufer jedoch, denn Julchen war nicht der einzige Vierbeiner, der gern mit den kleinen Enten gespielt hätte.

Und Michi war kaum einmal von den täglichen Spaziergängen mit Julchen trockenen Fußes heimgekommen. Mami wurde zwar nie richtig böse, da brauchte man keine Angst zu haben. Aber sie hatte gesagt, daß vorläufig an neue Schuhe beim besten Willen nicht zu denken sei. Und so hatte Michi seine Sandalen abends heimlich im Bett mit Uhu geklebt, weil die Sohlen vom ständigen Aufweichen schon auseinanderklappten. Er hoffte, daß sie so noch eine Weile halten würden.

„Tag Michi, hast du denn schon Ferien?" Michis erschreckter Blick begegnete dem des wohlwollenden pensionierten asthmatischen Majors Knopf, der bei Taxichauffeur Niedermeier in Untermiete wohnte und nie Luft bekam, weshalb er auf seinen täglichen Spaziergängen oft stehenblieb, ehe er weiterging, ganz, ganz langsam.

„Ich kann mich ja wohl einen Augenblick zu dir setzen, ich hoffe, dein Hund hat nichts dagegen?"

Michi rutschte von der Mitte der Bank auf die Seite, zog Julchen nach, holte sein zerknülltes Taschentuch aus der Hosentasche und wischte die Spuren ihrer schmutzigen Pfoten, die noch etwas feucht waren, sorgfältig ab. Er wußte – Frau Höfelein hatte es gesagt –, daß der Major Knopf von seiner Pension lebte. Michi wußte zwar nicht, wieviel es war, aber daß er sparen mußte, wenn er das kleinste, dunkelste Zimmer bei Niedermeiers bewohnte, das war ja klar. Auf keinen Fall wollte er schuld sein, wenn der Herr Major seine Hose in die Reinigung geben mußte.

Ganz davon abgesehen, daß er ihm ein paar alte Bilderbücher geschenkt hatte, dazu den Robinson und den Lederstrumpf, in rotes Leder eingebunden und mit ganz komisch altmodischen Zeichnungen.

„Du hast also schon Ferien, Michi?" Da war sie wieder, die peinliche Frage, und Michi sah mit großer Aufmerksamkeit in die Gegend, ließ sich denn gar nichts entdecken, womit man ablenken konnte?

„Wenn ich denke", ging es weiter, „als ich so alt war, wie du. Junge, Junge. Mich hatten sie ins Kadettenkorps gesteckt, da wurden wir vielleicht geschliffen. Da hast du gar keine Ahnung. Und Ferien, du, die waren höchstens halb so lang, ach was, nicht mal."

Michi hatte den Arm hilfesuchend um Julchen gelegt und kraulte ihr das Fell. „Och", sagte er achselzuckend, „so ganz richtige Ferien sind's eigentlich nicht, eigentlich mehr so..." Er wußte nicht weiter. Schwindeln war eigentlich scheußlich, so mühsam. Und man hatte immer das Gefühl, der, den man anschwindelte, merkte es ja doch. Und dann war es noch peinlicher.

Zu seiner großen Erleichterung fühlte er sich abgelenkt durch ein übelriechendes Paket, das Major Knopf in der Hand hielt, es war fettig und roch wirklich sehr scheußlich.

„Was haben Sie denn da?" wollte Michi wissen. „Ich finde, es riecht so komisch."

Der Major lehnte sich gegen das Schild „Storch-Kinderwagen" und lächelte zufrieden, er schnaufte noch ein wenig und fuhr mit der Hand in den Hemdkragen, um etwas besser Luft zu bekommen.

„Das, Michi, das sind Fischköpfe. Die sind für den Balduin von Fräulein Dotterbeck, der Besitzerin unseres Hauses. Für Katzen nämlich, mußt du wissen, sind Fischköpfe eine ganz große Delikatesse, da, schau mal – vielleicht möchtest du einen für deinen Hund?"

Michi wich, als der Major das stinkende Paket öffnete, entsetzt und angewidert zurück, die offenen Augen in den schillernden Köpfen schienen ihn anzublicken, und er schüttelte sich.

„Ich glaube nicht", würgte er hervor, „daß Julchen so etwas gern frißt. Wissen Sie, sie mag lieber Schokoladenpudding. Und auch von meinen Schulbroten hebe ich ihr immer etwas auf. Auch die Möhren mag sie, die Mami gibt sie mir immer mit, weil sie sagt, Vitamine seien gut. Aber sagen Sie es Mami bitte nicht. Und auch Frau Cerutti nicht und Dido vom Nachbarhaus, weil Julchen doch eigentlich dorthin gehört. Aber Frau Cerutti versteht sowieso nicht viel von Hunden, und Dido..."

Michi machte die Geste, die Maxi zuweilen gebrauchte, wenn von Evi und „Tienetschern" die Rede war.

„Ja, schade", der Major erhob sich schnaufend, „ich dachte, ich könnte Julchen mit einem Fischkopf eine Freude machen. Ich bin gerade auf meinem Verdauungsspaziergang, weißt du. Hab' da drüben im Seehaus gegessen, die Renken dort sind vorzüglich!"

Die Worte „Mittag gegessen" weckten in Michi verschwommene Vorstellungen von Mami, die mit dem Essen wartete. Er sprang hastig auf und zog Julchen mit sich, nachdem er sich verabschiedet hatte. Und auf der Bank mit dem Schild „Storch-Kinderwagen" nahmen ein junger Mann und ein junges Mädchen Platz. Sie waren Studenten im gleichen Semester, und sie sprachen über Heidegger. Das Schild bemerkten sie ebensowenig wie die Sonne und den süßen Wiesenduft.

*

Teresa hatte Herrn Pfaff zur Tür hinausgelassen und kam in die Küche zurück. Dort hatte sich Michi bereits Teresas Schürze umgebunden und war außerordentlich beschäftigt, das vom Morgen übriggebliebene und das eben benutzte Geschirr aufzuwaschen. Sein Tätigkeitsdrang war geradezu außergewöhnlich, und Teresa verbiß sich nur mit Mühe ein Lächeln.

„Michi", sagte sie, nahm ihm die Aufwaschbürste aus der Hand und reichte ihm dafür ein Handtuch zum Abtrocknen, „ich habe dir vor deinem Lehrer nicht richtig sagen können, was ich von deinen ‚Ferien' denke. Erstens mußte ich ihn, damit er nicht verärgert über dein Wegbleiben ist, zum Essen einladen – und ich hatte schon gehofft, die Grießschnitten würden für morgen noch reichen, weil ich erst übermorgen wieder Geld kriege – zweitens finde ich bei aller Liebe zu Julchen..."

Es bummste gegen die Flurtür. Teresa warf die Aufwaschbürste hin. In dieser Wohnung steckte wirklich der Teufel. Es war seit jeher unmöglich, einen Satz zu Ende zu reden, ohne daß jemand kam. Sei es Karin, Till, Dr. Schnurre, Clausing, der Gerichtsvollzieher, die Hubersche oder wer auch immer.

Was war denn nun schon wieder los, vielleicht zur Abwechslung ein Staubsaugervertreter, ein angeblicher Student, der ihr ein Zeitschriftenabonnement andrehen wollte und die Uni nie gesehen hatte oder jemand von einer Sekte, der sie bekehren wollte?

Nichts von alledem. Es war Lilo, diesmal jedoch nicht hilflos, träumerisch und verloren, sondern – obwohl im Pyjama und obwohl Fritzchen, der Traum der Träume, noch da war, denn es war Samstag – geladen mit Neuigkeiten, außer Atem und keineswegs freudig erregt.

„Mensch", japste sie, völlig ohne Puste, „Mensch, Teresa, weißt du was passiert ist?" (Fortsetzung folgt)

Ein Maler und ein Mannequin

Schönheit ist ihr Kapital

Alles hatte ihr das Leben genommen. Sie verlor schon sehr früh ihre Mutter. Der Vater kümmerte sich nicht um die Tochter. Annabelle zog sich in die Keller von St. Germain des Près zurück. Jahrelang hungerte sie sich durch. Jemand entdeckte sie als Tänzerin. Sie wurde Chansonsängerin und Mannequin. Heute ist sie die Frau des berühmten französischen Maler-Millionärs, die Frau von Bernard Buffet.

Am Abend des 12. Dezember 1958 verläßt ein gelber Wagen das französische Modebad St. Tropez. Das Auto gleitet langsam und mit abgeblendeten Scheinwerfern eine schmale Landstraße entlang. Neben dem Fahrer sitzt ein auffallend bleicher Mann im graukarierten Straßenanzug. Er hat den Wagen für zwei Stunden gemietet, obwohl ihm ein silbergrauer Rolls Royce gehört. Es ist der französische Maler Bernard Buffet. 31 Jahre alt, schon vielfacher Millionär, Besitzer mehrerer Schlösser und berüchtigt als Frauengegner und als Feind jeglicher Romantik.

Im Fond des Wagens sitzt eine junge Frau. Ihre großen braunen Augen blicken geistesabwesend in die Dämmerung. Sie hat einen engen grauen Rock und einen flaschengrünen Pullover an. Ein Frösteln schüttelt ihren Körper. Sie nimmt den Pelzmantel, der neben ihr auf dem Polster liegt, und hängt ihn um die Schultern.

Bernard Buffet wendet sich zu ihr um

In den Luxusbädern an der Riviera genießt das frühere Mannequin Annabelle heute alle Annehmlichkeiten eines reichen Lebens. Es ist noch nicht lange her, da geisterte sie halbverhungert durch die Existentialistenkeller von Paris. Sie, ein Mädchen aus reichem Hause, hatte gehofft, in dieser unbürgerlichen Atmosphäre, losgelöst von allen Bindungen an Vergangenheit und Elternhaus, ihre innere Ruhe wieder finden zu können. Das Leben hatte ihr schwer zugesetzt. Nun wollte sie sich ihr eigenes Dasein zimmern. Ihre grazile Erscheinung, die aparte Schönheit ihres Gesichtes brachten sie auf den Weg zum Fotomodell und Mannequin. Als Starmannequin eines der großen Pariser Modeschöpfer lernte sie den Maler Bernard Buffet (Bild rechts) kennen. Hier trafen sich zwei junge Menschen, die schon in ihrer Kindheit Schicksalsschläge hinnehmen mußten. Der Maler Buffet hatte das Leben eines armen Künstlers gelebt, bis man ihm plötzlich seine Elendsbilder förmlich aus den Händen riß.



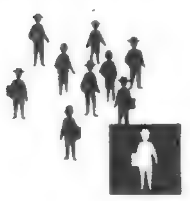
Repräsentant des guten Geschmacks



vollmundig - wohltuend leicht - gut bekömmlich









Ein Maler und ein Mannequin

und lächelt. „Gleich sind wir da, Annabelle..."

Die Hände der Frau spielen nervös mit dem Henkel einer braunen Wildledertasche. Sie sind schmal und sensibel.

Das 30jährige Starmannequin Annabelle Schwob de Lur ist mehr faszinierend als schön, und eher mager als schlank. Ihr Gesichtsausdruck ist schwer zu deuten. Sogar der französische Malerkönig Bernard Buffet hat vergebens versucht, dieses Gesicht zu ergründen. Er hat es mehrmals gemalt, ohne es endgültig zu erfassen. Es liegt eine Mischung von naiver Kindlichkeit, Dekadenz und verheimlichter Romantik in Annabelles Zügen.

Eine „frappierende Hochzeit"

Pünktlich um acht stoppt das Auto vor dem Rathaus des Dörfchens Ramatuelle, das sechs Kilometer von St. Tropez entfernt liegt. Es ist stockfinster an jenem Dezemberabend. Nur eine Gaslaterne beleuchtet die flüchtige Szene, die sich vor dem Provinzrathaus abspielt.

Der Fahrer reißt den hinteren Wagenschlag auf und hilft Annabelle beim Aussteigen. Sie hastet bereits die Stufen zum Eingang des Rathauses hinauf, während Bernard Buffet aus dem Innern des Autos mißtrauische Blicke nach allen Seiten wirft. Erst nachdem er sich davon überzeugt hat, daß weit und breit keine Menschenseele zu sehen ist, setzt er seine Füße auf das Straßenpflaster.

Wenige Sekunden später fällt die schwere Eichentür des Rathauses hinter dem Maler ins Schloß.

Unter Ausschluß der Öffentlichkeit und zu unüblicher Stunde findet im Rathaus von Ramatuelle die Eheschließung statt, die in den nächsten Tagen von den Zeitungen als „die frappierendste Hochzeit des Jahres" bezeichnet werden wird.

Knapp zehn Minuten dauert die Zeremonie. Dann fährt der Leihwagen mit den Neuvermählten wieder in Richtung St. Tropez. Das Gesicht des Malers wirkt erleichtert. Er hatte im stillen gefürchtet, daß ein paar findige Reporter mit schußbereiten Kameras und Blitzlichtern vor dem Rathaus postiert sein würden.

Sie haben das Paradies entdeckt

Auch von Annabelle ist die Nervosität gewichen. Sie ist glücklich. Obwohl sie weder einen Ring, noch einen Blumenstrauß, noch sonst ein Geschenk von Bernard Buffet bekommen hat. Sie hat den Mann geheiratet, der von den Kunstkritikern als „Feind des Wunderbaren" bezeichnet wird. Und Annabelle erwartet nicht, von ihm mit Rosen oder Liebesschwüren verwöhnt zu werden.

Bernard und Annabelle lächeln sich ein paarmal zu, während das Auto die Straße entlang kurvt. Aber sie schweigen. Buffet ist nicht nur einer der schwierigsten, sondern auch einer der schweigsamsten Künstler, die es gibt. Er spricht lieber mit dem Pinsel als mit dem Mund.

Über die Verbindung des Malers mit Annabelle machen sich in den nächsten Tagen viele Leute Gedanken. Aber niemand hält es für möglich, daß die beiden aus Liebe geheiratet haben. Die Snobs der französischen Gesellschaft glauben an einen schlechten Scherz, als die Äußerung Buffets laut wird: „Annabelle und ich haben das Paradies entdeckt..."

Der Maler der berühmten und hoch im Kurs stehenden Elendsbilder hat die Wahrheit gesagt. Auf seinem Schloß „Château de l'Arc" in der Nähe von Paris verbringt er nach der Hochzeit die ersten wirklich glücklichen Wochen seines Lebens. Abgeschlossen von der Außenwelt, nur in Gesellschaft seiner Frau.

*

Annabelles eigentlicher Vorname ist May. Am 10. Mai 1928 wird die kleine May Schwob in Paris geboren. Als Tochter des Immobilienhändlers Guy-Charles Schwob und seiner Frau Fanny-Liliane. Die Familie bewohnt eine vornehme graue Villa im 16. Arrondissement von Paris. Das ist die exklusivste Wohngegend der französischen Hauptstadt.

Kindheit ohne Mutterliebe

May besitzt vieles, was andere Kinder nicht haben: Ein elegant eingerichtetes Zimmer. Eine Gouvernante, die sich den ganzen Tag um das Kind kümmert. Unzählige Spielsachen. Zwei Hunde und ein Pony. Nur eines vermißt May sehr – die Mutter. Fanny-Liliane Schwob hat sich kurz nach der Geburt der Tochter scheiden lassen. Sie lebt in Paris mit einem anderen Mann zusammen.

„Wo ist denn Mama?" fragt May immer wieder den Vater, die Großmutter und die Gouvernante.

„Sie ist schwer krank und muß sich in einem Sanatorium erholen..." ist die Antwort.

May hat eine Fotografie der Mutter auf dem Nachttisch stehen und betet täglich inbrünstig für die Gesundheit der Mutter, die sie kaum kennt.



„Mann, können sie nicht lesen?!"

Als das Kind fünf Jahre alt ist, erfährt es endlich die Wahrheit.

„Paß' mal auf, May – du wirst jetzt eine neue Mama bekommen..." sagt Guy-Charles Schwob zu seiner Tochter.

„Wieso? Ist – Mama tot?" Mays große braune Augen füllen sich mit Tränen.

„Nein. Sie war überhaupt nie krank. Mama hat einen anderen Mann geheiratet. Und ich werde eine andere Frau heiraten. Eine sehr schöne Frau, die dich bestimmt verwöhnen wird..."

May antwortet nicht. Ihre Hände umklammern krampfhaft eine Puppe. Das frische Kindergesicht verfärbt sich. Als der Vater aus dem Zimmer gegangen ist, schleudert May die Puppe weit von sich. Stundenlang liegt May an diesem Tag auf ihrem Bett und schluchzt. Sie hat den ersten großen Schock ihres Lebens erlitten.

Als May ins schulpflichtige Alter kommt, sind die Eltern dafür, das Kind in ein Internat zu geben. Weinend läßt sich May von der Großmutter in ein Schülerinnenheim nach Nizza bringen, das von nun an ihre Heimat sein soll. Und May lebt in der Gesellschaft der anderen Kinder sichtlich auf.

„Alle sind nett. Sogar die Lehrerinnen..." schreibt sie nach Hause.

Das Schicksal schlägt noch einmal zu

May hat in dem Internat eine Freundin gefunden, die drei Jahre älter ist. Sie

heißt Bettina und ist wie eine Schwester für May. Die beiden Mädchen sind bald unzertrennlich.

Es ist ein strahlender Sommertag, als May mit den anderen Schülerinnen des Internats zum Baden gehen will. Die Mädchen versammeln sich in dem parkähnlichen Garten. Er ist terrassenförmig angelegt, und man hat eine herrliche Aussicht auf die Bucht von Nizza. May liebt diese Landschaft. Die Olivenbäume, die bizarren Kakteen, die hohen Zypressen und das Azurblau des Meeres.

„Schade, daß man in den Ferien nach Hause fahren muß...“ sagt sie zu Bettina.

„Was willst du eigentlich im Sommer in Paris? Komm' doch mit uns in die Provence...“

May ist von der Idee ihrer Freundin begeistert. Aber gerade, als sie sich freuen will, holt das Schicksal zum zweiten Schlag aus.

Eine Lehrerin erscheint mit todernstem Gesicht. May merkt, wie irgend etwas ihr die Kehle zuschnürt. Sie fürchtet sich.

„Was ist passiert?“ stammelt sie.

„Dein Vater hat ein Telegramm geschickt. Du sollst nach Hause kommen. Ein – ein Unglück ist geschehen: Deine Mutter ist tot.“

May ist einem Nervenzusammenbruch nahe, als sie ihrer Freundin Bettina zum letztenmal die Hand gibt. Wieder einmal hat sie alles verloren, woran sie hing.

Die Großmutter sorgt in Paris aufopfernd für die Enkelin. Und auch die zweite Frau von Guy-Charles Schwob ist rührend um das Kind bemüht. Aber May reagiert nicht auf die Herzlichkeit, mit der man sie behandelt. Wie ein verstörtes kleines Tier versteckt sie sich in ihrem Zimmer.

„Ich glaube, es ist das Beste, sie kommt wieder unter andere Kinder...“ sagt die Großmutter.

Ein vornehmes Mädchenpensionat in Cannes ist die nächste Station in Mays Dasein. Aber sie findet keinen Kontakt zu den Mitschülerinnen. Am liebsten geht sie allein am Meer oder auf den Anhöhen von Cannes spazieren. May haßt das Leben, das sie führen muß. Sie hat keine Lust, das Abitur zu machen. Anstatt sich mit den Klassikern der Literatur vertraut zu machen, liest sie heimlich die Schriften Jean Paul Sartres. Sein Zynismus ist für May eine willkommene Medizin gegen alles, was ihr angetan wurde. Sie faßt den Entschluß, mit Hilfe des von Sartre gepredigten „Existentialismus“ ihr Herz gegen weitere traurige Überraschungen des Schicksals abzuhärten. Sie will ein ganz neues Leben beginnen. Ohne die Unterstützung der Familie. Nein – sie wird sogar noch weitergehen: Sie wird alle Brücken zu ihrer Vergangenheit abbrechen.

In den Existentialisten-Kellern

May Schwob ist 17 Jahre alt, als sie heimlich das Mädchenpensionat in Cannes verläßt. Sie hat beschlossen, sich von nun an Annabelle Schwob de Lur zu nennen und in den Kreisen der Existentialisten das Glück zu suchen.

Ihr Vorbild ist die chronisch traurige Chansonsängerin Juliette Greco. Die „Muse“ der Existentialisten. Die Frau mit der ungepflegten schwarzen Haarmähne, den ausgetretenen flachen Schuhen, den schäbigen aber prallsitzenden Hosen und den viel zu großen Pullovern.

Annabelles Taschengeld reicht gerade noch für die Reise nach Paris und für einen Milchkaffee in dem Existentialistenkeller, in dem Juliette Greco allabendlich ihre rauhe Stimme zu den dünnen Klängen einer Gitarre ertönen läßt. Es macht der Tochter des reichen Immobilienhändlers Schwob überhaupt nichts aus, einer höchst ungewissen Zukunft ins Auge zu blicken. Annabelle, der die Welt an der Côte d'Azur unerträglich eng vorkam, atmet in der verrauchten und stickigen Atmosphäre des Kellerlokales auf.

Nicht einmal als Annabelle dem Verhungern nahe ist, wendet sie sich an ihre Angehörigen. Sie verrichtet Gelegenheitsarbeiten und lebt ausschließlich von

Ein Maler und ein Mannequin

trockenen Hörnchen und Milchkaffee. Sie ist in den „Caves“ von St. Germain-des-Pr s zu Hause, den Studentenkellern, die später ein Anziehungspunkt für die internationalen Touristen und eine häufig benutzte Filmkulisse werden sollen.

In den ersten Nachkriegsjahren ist es keine Schande, arm zu sein. Annabelle macht es wenig aus, in einer dürftigen Studentenbude zu hausen. Sie hat gleichgesinnte Freunde gefunden und genießt ihre Freiheit.

Stolz ist Annabelle auf ihre Bekanntschaft mit Juliette Greco. „Die Kleine aus dem Mädchenpensionat gefällt mir...“ hatte die schwarzhaarige Existentialisten-Muse eines Abends gesagt. Von diesem Zeitpunkt an gehört Annabelle Schwob de Lur zum engsten Freundeskreis der Greco.

Nachdem Annabelle monatelang gehungert hat, ist sie bis zum Skelett abgemagert und bedenklich bleich im Gesicht.

„Was tust du eigentlich? Soll ich dir ein Engagement als Chansonette besorgen?“ fragt Juliette Greco.

„Ich soll wie du singen dürfen... Das wäre ja phantastisch.“ Annabelle kann ihr Glück nicht gleich fassen.

Chansonette und Fotomodell

Bald hat St. Germain-des-Prés eine neue Attraktion: Annabelle, das Mädchen aus gutem Hause, das mit garconhaft kurzgeschorenen Haaren und einem seltsam ergreifenden Timbre in der Stimme Chansons vorträgt.

Im Februar 1955 besucht der Direktor der „Folies Bergère“ eines Abends den „Club du Bâteau“, in dem Annabelle engagiert ist. Er hat von der aparten Chansonette gehört und will sehen, ob sie sich nicht in seine neue Revue „einbauen“ läßt.

Annabelle ist zunächst skeptisch. Sie ist fremden Menschen gegenüber immer skeptisch.

„Was soll ich denn in Ihrer Revue machen?“

„Singen und tanzen, Mademoiselle.“

„Ich kann nicht tanzen.“

Der Direktor der „Folies Bergère“ betrachtet die störrische Existentialistin mit Wohlgefallen. „Sie haben herrliche Beine, wie ich sehe. Sie sollten schnell ein bißchen tanzen lernen...“

Obwohl Annabelle sich scheinbar desinteressiert verabschiedet, nimmt sie Tanzunterricht. Kurze Zeit später tanzt sie in der Revue. Zum erstenmal verdient sie mehr Geld, als sie für den reinen Lebensunterhalt braucht.

Noch während Annabelle in den „Folies Bergère“ auftritt, zeichnet sich bereits eine neue Chance für sie am Horizont ab. Ein Pariser Fotograf hat ein Titelbild von Annabelle gemacht. Das Bild kommt dem bekannten Modekünstler Jacques Heim zu Gesicht.

„Sie hat eine unglaubliche Figur und einen faszinierenden Kopf. Ich möchte sie unbedingt kennenlernen. Ich glaube, sie hat das Zeug zum wirklich großen Mannequin...“ sagt Jacques Heim zu seinem Agenten.

Im Sommer 1955 besucht Annabelle einen Mannequin-Kurs. Im Herbst führt sie bereits die neuesten Modelle des Hauses Heim vor.

„Sie sind ein Erfolg...“ lobt der kritische Modeschöpfer. Zum erstenmal seit langer Zeit strahlt Annabelle sichtlich vor Freude. Sie genießt die Aufmerksamkeit, die sie bei den anspruchsvollen Kundinnen des namhaften Salons erregte.

In der kommenden Zeit erscheint Annabelles Bild immer häufiger in den führenden Pariser Modezeitschriften. Sie verdient soviel, daß sie in ein teures Appartement in der eleganten Avenue Foch ziehen kann. Es ist inzwischen unmodern geworden, in der Kulisse des Elends zu hausen. Selbst dann, wenn man

nach wie vor im Inneren Pessimist geblieben ist. Annabelle findet den Geschmack am feudalen Leben wieder.

Ihre Freundin Françoise Sagan

Sie zählt jetzt zu dem Kreis reicher, aber demonstrativ fatal lebender Jugendlicher, die Françoise Sagan in ihren aufsehenerregenden Büchern beschreibt. Die Sagan, Roger Vadim, Brigitte Bardot, Ivan Desny und Anne-Marie Cazalis sind die intimsten Freunde von Annabelle.

Im Juni 1958 begleitet Annabelle das Ehepaar Schöller-Sagan an die Riviera. In Monte Carlo soll das Ballett „Verpaßtes Rendezvous" uraufgeführt werden, das Françoise Sagan geschrieben hat.

„Du wohnst natürlich bei uns... Wir machen gleich ein paar Tage Ferien..." hatte Françoise zu Annabelle gesagt. „Es wird bestimmt sehr nett. Übrigens lernst du auf diese Weise endlich mal Bernard Buffet kennen. Er macht die Bühnenbilder für mich und wohnt auch bei uns..."

Annabelle ist sehr gespannt, den Maler kennenzulernen, der seit Jahren das Idol der französischen Kunstkenner ist. Sie selbst ist von Buffets schockierenden Elendsmonologen fasziniert. Annabelle fühlt sich von Buffets hoffnungslosen Figuren, von seinen verdorrten Landschaften und der Trostlosigkeit seiner düsteren Farben merkwürdig angesprochen.

Bernard Buffet wohnt bereits in der Villa Miezon in Beauvallon, die dem Ehepaar Schöller-Sagan gehört.

Annabelle fürchtet sich ein bißchen davor, mit ihm bekannt gemacht zu werden. Es ist kein Geheimnis, daß der Maler-Millionär seit Jahren der Bekanntschaft mit Frauen möglichst aus dem Wege geht. Seit er von seiner ersten Frau, der Malerin Agnes Manquette, verlassen wurde.

Während der ersten Tage in Beauvallon bekommt Annabelle Bernard Buffet gar nicht zu sehen.



Ohne eine Spur von Romantik ist der Maler Bernard Buffet. Seine Gemälde zeigen nur die düsteren Seiten des Lebens, die Not, das Elend, grau in grau gemalt. Aber derselbe unromantische Buffet hat eine Schwäche für romantische Schlösser. In einer seiner fürstlichen Besitzungen verbrachte er, dreißigjährig, die ersten glücklichen Wochen seines Lebens — mit Annabelle. Das frühere Mannequin ist viel mehr als nur eine schöne Frau. Sie ist eine starke, eigenwillige Persönlichkeit und paßt zu dem weltberühmten französischen Maler, dem „schwierigsten Mann von Frankreich".

„Er arbeitet in der Garage..." sagt Françoise Sagan. „Da darf man ihn nicht stören..."

„Wieso in der Garage?" Annabelle ist fassungslos.

„Weil er nur in einer trostlosen Umgebung und bei künstlichem Licht inspiriert wird. Er arbeitet auch auf seinen Schlössern immer in der Garage. Er braucht eben die stickige und dumpfe Atmosphäre, in der er groß geworden ist, um arbeiten zu können..."

Annabelle weiß nicht viel von der Vergangenheit des Mannes, der mit seinen desillusionierenden Gemälden ein Riesenvermögen verdient. Sie läßt sich von Françoise Sagan die Geschichte des Malers erzählen. Eine Geschichte, die ebenso grau und lichtlos ist wie die Bilder, die Buffets harte und steile Namenszüge tragen.

Ein Maler des grauen Elends

Bernard Buffet ist der Sohn eines armen Pariser Fahrradhändlers. Er hat nie eine höhere Schule besucht, weil die Eltern das Schuldgeld nicht aufbringen konnten. Er ist am 10. Juli 1928 geboren und zeigt bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr keine auffallende Begabung zum Malen.

Im Sommer des Jahres 1943 ereignet sich jener tragische Zwischenfall, der wie eine schwere Last auf dem weiteren Leben Bernards liegt: Ganz plötzlich stirbt seine Mutter an einem Gehirntumor. Der Junge weicht nicht von ihrem Bett. Er hat sie mehr geliebt als irgendeinen Menschen. Er weint hemmungslos. In der Nacht malt er sein erstes Bild. Eine Kreuzabnahme in Grau und Schwarz auf einfachem, weißem Papier. Das Bild existiert heute noch. Es zählt zu den stärksten Werken Buffets.

Das Erlebnis vom plötzlichen Tod der Mutter hinterläßt ein Trauma in Bernards Seele, das ihn dazu bewegt, immer wieder von auswegloser Trostlosigkeit erfüllte Bilder zu malen.

Bernard vegetiert jahrelang allein in einem Hinterhofzimmer der Rue des Batignolles am Montmartre. Es ist ein Elendsquartier, das seinesgleichen sucht. Der junge Maler verdient zu wenig, um leben und zuviel, um sterben zu können. Immer öfter wird sein geschwächter Körper von heftigen Hustenanfällen geschüttelt. Er kann keinen Arzt aufsuchen.

Ein Maler und ein Mannequin

„Ich weiß auch ohne Arzt, daß ich die Schwindsucht habe..." sagt er zu seinen Bekannten.

Jeder glaubt, daß es nur eine Frage von Tagen sein könnte, bis der kranke Buffet seine letzte Ruhestätte auf einem Armenfriedhof finden würde. Aber Bernard stirbt nicht. Eine geheime Kraft hält ihn aufrecht. Er malt in einem wahren Schaffensrausch trotz des körperlichen Martyriums.

Bernard Buffet leidet wie kaum ein anderer unter dem Schrecken des Krieges. Die Vorstellungen des Grauens verfolgen ihn. Er wird sie nicht los. Rastlos bringt er sie mit Stift und Pinsel zu Papier. Er schläft kaum, ißt fast gar nichts und weiß nicht, wann es Tag oder Nacht ist. Seine Bilder stapeln sich in dem feuchten, kleinen Zimmer am Montmartre. Kein Mensch will sie kaufen.

In dieser Zeit lernt Buffet die sechs Jahre ältere Bühnenbildnerin Agnes Manquette kennen. Sie ist eine Gastwirtstochter und ein robuster Typ. Agnes ist dem Leben eher gewachsen als der übersensible und schwerkranke Buffet. Sie sorgt mütterlich für ihn und bewahrt ihn vor dem Ende.

Bernard Buffet heiratet Agnes mehr aus Dankbarkeit als aus Liebe. Die Ehe wird zu einem Fiasko. Nach einem Jahr verläßt Agnes ihren Mann. Kurz danach wird die Scheidung ausgesprochen.

Nicht verrückt, sondern begabt

Wieder ist das Leben des Malers von abgrundtiefer Hoffnungslosigkeit erfüllt. Da gelangt eines seiner Bilder zufällig in die Hände des Pariser Zahnarztes Dr. Maurice Girardin, der als Talententdecker berühmt ist. Als er das Bild des damals völlig unbekannten Bernard Buffet sieht, weiß er sofort: Das ist die Handschrift eines Genies.

Der Zahnarzt eilt in den Unterschlupf Buffets. Er kauft dem Halbverhungerten die meisten der aufgestapelten Bilder ab. Und er ermuntert Bernard, weiterzumalen.

„Das hat bisher noch niemand getan. Alle behaupten, ich sei verrückt..." sagt der schwindsüchtige Maler.

„Sie sind nicht verrückt, Sie sind sehr begabt..." meint der kunstbeflissene Zahnarzt.

1946 sorgt Girardin dafür, daß Bernard Buffet mit zwei Ölbildern in einer Pariser Kunstausstellung vertreten ist. Es handelt sich um eine bizarre, verwüstete Landschaft und ein erstorbenes, verdorrtes Stilleben.

Das Wunder ist geschehen: Die Öffentlichkeit ist auf Buffet aufmerksam geworden. Seine Bilder werden gelobt.

Als der Pariser Maler-Manager und Kunsthändler Emanuel David von dem Erfolg Buffets hört, faßt er einen denkwürdigen Entschluß. „Ich werde den Jungen einkaufen..." sagt er zu seinem Kompagnon.

Wie einst der Zahnarzt Girardin, so eilt jetzt Emanuel David in Buffets Hinterhofzimmer. Bernard glaubt an eine Halluzination, als der mächtige Kunsthändler plötzlich vor ihm steht und ohne große Umschweife erklärt: „Ich will einen Vertrag mit Ihnen machen..." Emanuel David hat das Vertragsformular gleich mitgebracht. Obwohl er sich viel von dem verkommenen Genie verspricht, kann er nicht ahnen, daß er an diesem Tag ein Millionengeschäft abschließt.

Zehntausend Mark für jedes Bild

Zunächst sorgt der Maler-Manager dafür, daß Bernard von einem Arzt betreut wird und ein anderes Zimmer bezieht. Dann läßt David seinen neuen Schützling in die Gesellschaft einführen. Bernard Buffet muß bei den wichtigsten Cocktailparties in Paris erscheinen und sich als der neue Stern am Malerhimmel auch in den Modebädern der Côte d'Azur sehen lassen.

Emanuel David ist selbst erstaunt, wie spielend sich der „Elendsmaler" verkaufen läßt. Nach einer Buffet-Ausstellung in den Räumen der Kunsthandlung werden 26 Ölgemälde und 30 Aquarelle im Gesamtwert von 475 000 Mark erstanden. Das hat selbst der gewiefte David noch nie erlebt.

Nach kurzer Zeit liegt der Durchschnittspreis eines Buffet-Bildes bei 10 000 Mark. David muß Vormerklisten der Interessenten anlegen, weil Buffet nicht so viele Elendsbilder produzieren kann, wie verlangt werden. Er entwickelt sich zum ausgesprochenen Schnellmaler. Zuweilen liefert er zehn Bilder in einer Woche. Kunstagenten internationaler Firmen erwerben zu horrenden Preisen Buffet-Gemälde, die sie noch gar nicht gesehen haben und die zum Teil noch gar nicht gemalt sind. Nach ein paar Jahren ist Buffet mehrfacher Millionär. Er kauft Schlösser, einen Rolls Royce und führt ein Leben, das im krassen Gegensatz zu den Motiven seiner Werke steht. Aber er ist nicht glücklich. Er ist einsam und wird oft von schweren Depressionen gequält.

Nach der Romanze: ein Roman

Annabelle ist erschüttert, als sie die Lebensgeschichte des 30jährigen Malers erfahren hat. Als sie Bernard Buffet dann endlich kennenlernt, fühlt sie sich vom ersten Augenblick an zu dem bleichsüchtigen Mann mit den abwesenden Augen hingezogen.

Bernard Buffet betrachtet das Mannequin aus Paris eingehend. „Sie sollten mich einmal auf ‚Château de l'Arc' besuchen..." sagt er.

„Meinen Sie das im Ernst?" In Annabelles Stimme schwingt Mißtrauen. Sie ist nicht sicher, ob der „Frauenhasser" Buffet sich mit ihr nicht einen Scherz erlaubt.

„Ganz im Ernst meine ich das. Haben Sie am 11. Juli Zeit? Ich gebe eine Party und würde mich freuen, Sie in meinem Haus wiederzusehen..."

Am 11. Juli fährt Annabelle zu Bernard Buffet. Alles hätte sie für möglich gehalten, nur eines nicht: Daß der Maler sie an diesem Abend bitten würde, seine Frau zu werden.

Obwohl Annabelle weiß, daß Bernard der schwierigste Mann ist, den es zur Zeit in ganz Paris gibt, sagt sie nicht nein. Sie liebt ihn. Und sie ist gewillt, ihr Leben dem seinen anzupassen. Auch wenn es manchmal nicht leicht sein wird.

Nach der Hochzeit leben Bernard Buffet und Annabelle hauptsächlich im „Château de l'Arc". Selbst die größten Skeptiker müssen zugeben, daß die Ehe offenbar vollkommen glücklich ist. Annabelle und Bernard haben sich gegenseitig von ihren Depressionen und ihrer Einsamkeit erlöst. Annabelle gibt ihre Laufbahn als Mannequin auf. Aber obwohl sie die Frau eines reichen Mannes ist, will sie nicht untätig herumsitzen, während Bernard, abgeschlossen von der Außenwelt, in seiner Garage malt.

Das Ex-Mannequin greift zu Papier und Schreibmaschine und verfaßt unter dem Titel „Comme tout le monde" – wie jedermann – einen Roman. Es ist wie es im Vorwort heißt – „die Geschichte eines Mannes und einer Frau, die versuchen, zusammen zu leben, um herauszufinden, was man zu zweit auf Erden machen kann..."

Im nächsten Heft

Eliette von Karajan:

Madame Sinfonie

7 X gelacht!

McMackenzie litt an Kreislaufstörungen. Man empfahl ihm einen Mann, der durch Suggestion heilte. Der sah ihm tief in die Augen und befahl: „Sie sind geheilt! Sagen Sie, daß Sie geheilt sind!"

„Ich bin geheilt!" rief der Schotte befreit.

„Sehr gut! Der Besuch kostet zehn Schilling!"

Da sah McMackenzie dem Heilkundigen tief in die Augen und flüsterte beschwörend: „Sie sind bezahlt! Sagen Sie, daß Sie bezahlt sind!"

Ein Schotte macht eine Hochzeitsreise. Erstaunt fragt man ihn, warum er denn allein unterwegs sei.

„Ja, wissen Sie, meine Frau kennt Edinburgh schon!" erklärt er.

Fred besuchte öfters die Familie Pannickel. Wegen der vier Töchter war er gern gesehen. Eines Abends war Fred mit der ältesten, Eulalia, allein. „Sie sehen müde aus, Fräulein Eulalia", sagte Fred.

„Ich bin es auch wirklich", erwiderte sie, „denn sehen Sie, ich habe heute eine gewaltige Menge Backwerk gemacht, Mutter sagt, ich verstünde das wie keine



zweite. Außerdem habe ich auch noch die ganze Hausarbeit besorgt."

„Großartig", sagte Fred, „großartig!"

„Fräulein Eulalia, ich habe eine Frage an Sie zu stellen, von der das ganze Glück meines Lebens abhängt!"

„Fragen Sie!" sagte Eulalia tief errötend mit wankender Stimme.

„Fräulein Eulalia, werden Sie uns die Hauswirtschaft führen, wenn ich Ihre jüngste Schwester heirate?"

Ein junger Mann betritt das Geschäft eines Uhrmachers. „Haben Sie Verwendung für fünf größere Wanduhren und sieben Wecker?"

„Ich kaufe keine Hehlerware", erklärt der Uhrmacher.

„Das ist keine Hehlerware", erklärt der junge Mann, „das sind Hochzeitsgeschenke!"

Bei mir zu Hause, da klappt es", brüstet sich Herr Knillich stolz. „Wenn ich zu meiner Frau sage: mach mir sofort heißes Wasser, dann habe ich in fünf Minuten eine Wanne voll stehen."

„Aber wozu brauchst du denn eine Wanne voll heißes Wasser?" fragen die Kollegen.

„Na hört mal", sagt Herr Knillich, „ich kann doch das Geschirr nicht kalt abwaschen!"

Sie: „Ich habe eigentlich nicht die geringste Lust, heute abend zu Pollerichs zu gehen."

Er: „Ich auch nicht, aber vergiß nicht, wie die sich freuen würden, wenn wir nicht kämen."

Sie: „Du hast recht, gehen wir!"

Wer das Gesetz übertritt...

Roman von Ernest Raymond

Christopher Green, ein junger Dichter, hat eine schwere Schuld auf sich geladen. Er wußte, daß der Heizer Jim Miller aus Eifersucht das leichtlebige Mädchen Ann Parker ermordete, ließ jedoch zu, daß mit Bill Roberts ein Unschuldiger verurteilt wurde. Christopher hatte sich dem Mädchen mit dem falschen Namen Kit Marlowe vorgestellt. Bill Roberts ist inzwischen, 15 Jahre nach dem Mord, aus dem Gefängnis entlassen worden. Er hält Kit Marlowe für den Mörder.

Als Straßenkehrer hatte Bill Roberts ein paar von den belaubteren Straßen im Lenten-Viertel zu reinigen. Diese Gegenden waren, gleich der hinter dem Bahnhof, früher einmal von Wohlhabenderen bewohnt gewesen. Sie bestanden aus viereckigen oder halbmondförmigen Plätzen, die in der Mitte eingefaßte Grünflächen und in den Gärten schöne alte Bäume aufwiesen. Die Reihenhäuser waren etwas größer und schöner als die am Crayber-Platz, weil sie ursprünglich für noch reichere Leute als die damals am Crayber-Platz Wohnenden erbaut worden waren, doch die Armut war vom Bahnhof her die Hauptstraße herangerückt und hatte alles infiziert, und jetzt war es hier nicht viel besser als in den überfüllten Wohnungen und den fragwürdigen Logierhäusern des unteren Lenten-Viertels.

Bill war vor lauter Hartnäckigkeit wieder ins Lenten-Viertel gezogen, und aus der gleichen Hartnäckigkeit hatte er auch nicht seinen Namen ändern wollen. Doch nach sechzehn Jahren, in denen sich auch noch ein großer Krieg abgespielt hatte, gab es fast keinen mehr, der ihn oder seine Erlebnisse kannte.

Und in den folgenden sechzehn Jahren konnte man ihm stets hier begegnen: in seinem blauen Straßenkehreranzug (der Jim Millers Arbeitsoverall, in dem er auf der Lokomotive stand, nicht unähnlich war) und mit seinem schwarzen, seitlich aufgeschlagenen Schlapphut, der die Initialen der Londoner Städtischen Straßenreinigung aufwies. So schob er seinen Karren durch die baumbestandenen Straßen und kehrte mit seinem breiten Besen welke Blätter oder die goldenen Blütensegel der Linden zusammen.

Als er den Posten sechs Jahre versehen hatte und fünfzig war, heiratete er eine vierzigjährige Frau, wohnte mit ihr am Rhine Walk und wurde Vater von vier Kindern. Er liebte seine vier Kinder, Eileen und Bertie und Geneveve und Tim, aber sie lärmten und tobten so in der kleinen Wohnung herum, daß er froh war, wenn er wieder mit Besen und Karren auf die Straße hinauskonnte.

So fegte er jahraus, jahrein den Staub die Gossen entlang, und manchmal wehte er in Wölkchen vor ihm her, was kein schlechtes Bild für seine Erinnerungen, seine Träume und das eine große Ziel seines Lebens war. Er war zufrieden mit seinem Posten und arbeitete nicht gerade schnell. Was er schaffte, reichte wohl aus, fand der Vorarbeiter, doch war Roberts nicht gerade voller Tatkraft bei der Sache. Seine Tatkraft war gebrochen.

Fünfzehn Jahre eintönigen Gehorsams vor uniformierten Wärtern, stummer Unterhaltung mit anderen Sträflingen oder völliger Einsamkeit hinter einer Stahltür, Zwangsarbeit ohne eigene freie Gestaltungsfreude, fünfzehn Jahre unterdrückten Lebensdranges infolge bewußt angewandter Mittel wie Hunger und Kälte, fünfzehn Jahre ohne Ziel, ohne Hoffnung und sogar ohne genau zu wissen, wann er frei sein würde: fünfzehn solcher Jahre hatten Bill Roberts' Körper und seine natürlichen Kräfte beschnitten. Mut, Ehrgeiz und Hoffnung waren verstümmelt, und Trägheit lastete auf ihm, wie einst die Wände seiner Zelle.

Er las wenig, saß manchmal in Kneipen oder in der Küche seiner Wohnung und redete hin und wieder, nachdem er lange Zeit in Nachsinnen versunken schien. Doch zwei Bücher studierte er. Er hatte sie sich gekauft und auf dem Bord in seinem Zimmer aufgestellt, denn keiner scheut die größten Unkosten, wenn er etwas über sich selber lesen kann. Die beiden Bücher waren „Sir Huntly Frere" und „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Detektivs". Es waren die gleichen Ausgaben, die auch in Christophers

prunkvollen Bücherschränken griffbereit standen.

An seinem großen Ziel, Kit Marlowe zu finden, arbeitete Bill Roberts nicht schneller, nein, eher langsamer als an seiner Straßenkehrerarbeit. Er war's zufrieden, abzuwarten und zu hoffen und zu sinnieren. Über kurz oder lang würde das Schicksal ihm schon zeigen, was zu tun sei. Jedesmal, wenn ein gutgekleideter Mann im rechten Alter – vierzig, fünfundvierzig, fünfzig – die Straße einherkam, dann drehte Bill Roberts den Kopf und blickte ihm nach und grübelte: „Ob er das vielleicht ist? Kann man nicht wissen. Könnt' schon sein!"

Und so, grübelnd und träumend, kehrte er jahrein, jahraus seine Straßen.

*

Schrill und voller Jubel klang der Ruf eines Kindes durch das Greensche Haus auf dem Gate Hill. „Es ist da, Pappi, es ist gekommen! Mach schnell, Pappi!"

Es war die Stimme der elfjährigen Stephanie Green, Stuffs genannt, die um halb neun Uhr morgens am Fuße der Treppe in der Halle stand.

Es war ein Aprilmorgen und einunddreißig Jahre nach Anns Tod. Neville hatte Faith Cameron geheiratet, Lois war mit Ronnie Wellfare verheiratet, und Stuffs war das einzige Kind, das noch bei den Greens lebte. Vor achtzehn Tagen hatte sich die ganze Familie in diesem Haus eingefunden, um die Silberne Hochzeit von Christopher und Mary Green zu feiern.

„Pappi, es ist da! Ein phantastisches Paket! Oh, komm bloß schnell! Und Berge von Briefen und ein goldenes Telegramm! Komm doch nur!"

„Warte, Kind", rief Christopher aus der offenstehenden Tür seines Ankleidezimmers. Er mußte noch Weste und Jacke anziehen.

„Kann ich's aufmachen? Oh, laß mich, bitte! Oder darf ich das Telegramm öffnen?"

„Auf keinen Fall!" rief Christopher nach unten. Obwohl er ebenso begierig wie Stuffs war, das Paket zu öffnen, heuchelte er doch Gelassenheit. „Weiter nichts als ein Buch. Die ganze Aufregung ist überflüssig."

„Still – hör zu!" sagte Mary und hielt den Lippenstift in der Hand.

Stuffs sprach mit Latter, der mit einem Tablett durch die Halle kam. „Pappis Gedichte sind da. Seine Gesammelten Gedichte! Er hat sie mir gewidmet!"

„Großer Gott!" murmelte Christopher.

„Er hat Mammi und Neville und Lois unzählige von seinen Büchern gewidmet und mir bloß das eine. Aber es ist sein wichtigstes Buch. Es ist das letzte von seinen Gesammelten Werken und der einzige Band mit einer ganz neuen Widmung. Und er sagt, es sei sein bestes Buch, sein allerbestes, und deshalb hat er's bis zuletzt aufgespart."

„Meine Güte, Mary, sie erzählt ihm noch meine ganze Lebensgeschichte", klagte Christopher.

„Es ist die Krönung seines Werkes, sagt er."

„Das finde ich wunderbar, Miß."

„Eins von den Gedichten handelt von mir. Es heißt: An S. G. Ich hoffe bloß, alle merken, daß ich das sein soll!"

„Oh, sicher, Miß."

„Und heute abend wollen wir's tüchtig feiern. Kathleen, ist es nicht großartig?" Stuffs klärte jetzt Kathleen auf, die mit Geschirr aus der Küche gekommen war. „Dies ist der Schlußband von Pappis Gesammelten Werken, das Buch, durch das er jetzt und nach seinem Tod berühmt werden will, und heute abend gibt's eine tolle Fresserei."

„Ich geh' jetzt nach unten und mache der Geschichte ein Ende", erklärte Christopher.

Er ging die Treppe hinunter und beherrschte sich, nicht unwürdig schnell zu machen, damit man nicht vermuten könne, er brenne darauf, das Paket zu öffnen. Stuffs war noch in der Halle und schwang sich um den Treppenpfosten.

„Komm, Pappi! Komm schon! Ich

Wer das Gesetz übertritt...

habe das Paket und alle Briefe auf deinen Platz gelegt, wie zu Weihnachten! Komm doch ins Eßzimmer! Ich habe nichts angerührt. Ich habe nicht mal ein kleines Eckchen Papier abgerissen und nachgeschaut, wie es eigentlich aussieht. Charakterstärke, was?"

„Ruhig, Gnädigste, ruhig! Was für herrliches Wetter!" Um sie zu necken, trat er ans Eßzimmerfenster und blickte auf den Vorplatz hinaus. „Oh, wie der Liebesfrühling doch dem wechselvollen Monat gleicht, April..." zitierte er.

Doch nun rebellierte Stuffs. „Jetzt mache ich es auf", erklärte sie energisch.

„Wenn du es tust, kannst du heute abend bei Wasser und Brot allein zu Bett gehen. Aha, da kommt Mama. Jetzt können wir frühstücken."

„Oh, Mammi! Sag' ihm, er soll das Paket aufmachen!"

„Kinder, Kinder", tadelte Mary, „wenn das Paket jetzt nicht geöffnet wird, dann will ich's tun. Ich möchte das Buch auch gerne sehen."

„Meinetwegen, um der Hausfrau einen Gefallen zu tun..."

Christopher begann das Paket aufzumachen. Stuffs stand neben ihm und murrte und hüpfte vor Ungeduld, während er betont langsam und sorgfältig Papier und Schnur abwickelte.

„So! Da wäre es!"

Da war es, und in Christophers Gesicht verriet nichts seine große Freude, die nicht geringer als die eines Kindes war. Tief im Herzen war er noch ein Knabe, der nicht glauben konnte, daß er Ruhm erlangt hatte.

Es war ein Halb-Oktav-Band mit Pergamentrücken und unaufgeschnittenen Seiten. Auf dem Buchrücken standen zuoberst die Goldbuchstaben *Underhill-Ausgabe der Werke von Christopher Green.* Darunter *Gesammelte Gedichte* und in der Mitte, in einem goldenen Medaillon, seine Initialen C. G. Er öffnete es und betrachtete die Titelseite. Ein vornehmer und schöner Band.

Es war der zweiundzwanzigste und damit letzte Band der Gesamtausgabe. Als er dieser Ausgabe einen Namen geben sollte, hatte er an das kleine Haus in Underhill Crescent gedacht, wo seine Träume entstanden waren, und an den Glauben seiner kleinen Mutter an seine Zukunft und hatte das Werk Underhill-Ausgabe genannt.

Als Christopher sein Frühstück beendet hatte, nahm er das Buch mit in sein Studierzimmer, schloß die Tür hinter sich, stellte es als zweiundzwanzigsten Band in die Reihe und trat ein paar Schritte zurück, um die ganze Familie zu betrachten, die heute vollständig geworden war. Er betrachtete sie lange und dachte dabei an seine Mutter in Underhill Crescent, an seine Geschwister Gordon und Clare, an den Pfarrer, der nun schon zehn Jahre tot war, und an die Pfarrerskinder und die gemeinsamen Aufführungen.

Kein Gedanke an Bill Roberts zog an diesem Morgen durch sein Herz, kein Getuschel von Schuld und Furcht meldete sich. Es war inzwischen eine so alte Geschichte geworden, daß er fast vergessen hatte, daran zu denken.

*

Bill Roberts kaufte sich niemals eine Morgenzeitung. Wenn er einmal auf ein Pferd gesetzt hatte, kaufte er sich wohl eine Abendzeitung, überflog die Sportnachrichten und las den Rest daheim am Feuer. Sonntags las er die Weltnachrichten im Bett und erfuhr so die wichtigsten Ereignisse der vergangenen Woche.

Doch manchmal nahm er sich an einer bestimmten Stelle seiner „Tour" eine Morgenzeitung mit, die jemand liegengelassen hatte. Es war eine kleine Grünfläche mit einem Marmorspringbrunnen in der Mitte, mit davon ausstrahlenden Asphaltwegen und einzelnen Bänken an diesen Wegen, auf denen alte Männer die frische Morgenluft, ihre Pfeife und die Zeitung genossen. Auch hierhin führte ihn seine tägliche Runde, um Laub und Abfall zusammenzufegen. Meistens kam er gegen Mittag zum Springbrunnen, und wenn er auf einer Bank eine Zeitung liegen sah, steckte er sie ein, um sie während der Mittagspause auf den Stufen seines Geräteschuppens zu lesen.

Manchmal fand er mehr als eine Zeitung, und an dem Tag, an dem die Greens sich über die Besprechung der Gesammelten Gedichte freuten, fand Roberts den ‚Mirror' und den ‚Express' und nahm sie beide. Als er sein Brot aufgegessen hatte, holte er die Zeitungen hervor. Zuerst betrachtete er im Mirror die Bilder, dann überflog er im Express die Schlagzeilen und die paar Bilder und ein paar Verszeilen, die sich in ihrem Druck von dem übrigen Textteil unterschieden. Plötzlich richtete er sich auf. Seine Blicke hatten eine Überschrift gelesen: *Alte Frau in der Ogburn-Straße.*

Das Gedicht „Von meiner Gartenmauer blick' ich über London hin" war nicht das einzige, das der Artikelschreiber zitierte. Bill Robert's Herz begann zu hämmern, und mit zusammengezogenen Brauen machte er sich dahinter, mühsam den ganzen Artikel zu studieren.

„Gerechter Gott!" Da war also dieser Christopher Green der Mann, der das Gedicht geschrieben hatte. Aber wer zum Kuckuck war Christopher Green? War er Kit Marlowe? Konnte er das sein? Ja! Natürlich war er es, und das Schicksal hatte ihm, Bill Roberts, die Morgenzeitung aus ebendiesem Grund in den Schoß geworfen.

„Es sollte so sein. Ich sollte das Gedicht hier lesen! Das ist die Hand des Schicksals! Ich wußte doch, daß es mal so kommen würde! Christopher Green... Christopher Green..." Plötzlich sagte er, ohne es zu wissen, „Christopher Marlowe". Und die Namen rührten an etwas in der Tiefe seines Gedächtnisses, und das wollte ans Tageslicht. Was war das? Er sah es beinahe, er packte es beinahe. ‚Christopher Marlowe?" Ah, da war es ja! Er sah den rotgekleideten Richter auf ‚seinem erhöhen Sitz und Mr. Huntly Frere unterhalb der Anklagebank. Der Richter sprach mit ihm, und aller Augen flogen von einem zum andern. „Ich habe wohl von Christopher Marlowe gehört, Mr. Frere..." Und Mr. Frere verbeugte sich und sagte: „Kit ist eine Abkürzung für Christopher, Mylord."

„Kit ist die Abkürzung für Christopher!"

Bill stand auf. Er starrte auf das Bild des hübschen Mannes mit dem silbernen Haarschopf.

„Ich hab's ja immer gewußt, daß es mal so kommen würde. Ich hab's gewußt, daß Gott mir schließlich doch noch helfen würde. Ich hab's ihnen gesagt. Allen hab' ich's gesagt! Beim Allmächtigen, ich hab's herausgefunden! Wenn's dieser Green ist... wenn er es ist... und er muß es sein... ich weiß, daß er's ist! Ich spür' es eben!"

Jetzt packte ihn die Ungeduld, seinen Karren im Stich zu lassen und diesem Christopher Green nachzuforschen: wer er war, wo er wohnte, wo er vor dreißig Jahren gewohnt hatte, wie alt er ...o ja, wie alt er war. Sein Karren und Besen jedoch hielten ihn noch vier Stunden an der Leine, ehe er sich wie ein Spürhund auf die Suche begeben konnte.

Doch all die vier Stunden, während er den Karren weiterschob und den Besen handhabte, kreisten seine Gedanken um aufregende Fragen: Stand er dicht vor

seiner öffentlichen Rehabilitierung? Würden alle Zeitungen über das ihm widerfahrene Unrecht schreiben? Würde er eine Art Held werden? Würde er Tausende – vielleicht zehntausend Pfund – als Schadenersatz erhalten? So daß er wie ein feiner Herr leben konnte? Immer hatte er Ann erzählt, daß er eines Tages sein „Schäfchen im Trocknen" haben und wie ein Herr leben würde.

Wenn jemand käme, um ein Wort mit ihm zu reden, könnte er ihn fragen: „Wissen Sie was über den Mann hier? Wo könnt' ich mich wohl über ihn erkundigen? Ich meine, wie muß man das anfangen?"

Ein Mann grüßte ihn oft und winkte ihm zu, wenn er vorüberging – und auf recht übertriebene Manier! Es war ein großer, breitschultriger Künstler mit dickem Bauch und langem Bart, der in der Nähe des Kanals ein Studio hatte, wo er in großer Sünde und Unordnung leben sollte. Er trug einen schlampigen braunen Anzug und einen Hut mit sehr breiter brauner Krempe. Sein Seidenhaar und der Bart waren nicht gestutzt und wehten im Wind, und manchmal trug er eine Mappe und manchmal einen Regenschirm, den er entweder wild schwenkte oder wie ein Gewehr schulterte.

Bill traf ihn heute etwa zwanzig Minuten vor fünf, ließ sofort seinen Karren stehen und trat mit der Zeitung in der Hand auf ihn zu.

„Verzeihung, Sir!"

„Hallo, Herr Oberst", rief der leutselige Künstler. „Guten Tag, lieber Bruder, guten Tag. Wir sind doch Brüder, nicht wahr? Wir pinseln beide, wenn auch Ihre Palette größer als die meine und Ihre Arbeit vergänglicher ist. Doch wer vermag das zu entscheiden?"

„Ich möchte Sie gern etwas fragen! Wie ich mehr über diesen Herrn hier erfahren kann", begann Bill Roberts und öffnete die Zeitung.

„Was ist das? Großer Londoner Dichter? Was – ein Dichter? Gibt's ja gar nicht! Green? Ach, der. Ja, den kenne ich: ein berühmter Dramatiker, aber sein Ruhm ist gräßlich aufgebauscht, finde ich. Hab' nicht gewußt, daß er sich auch für einen Dichter hält. ‚Von meiner Gartenmauer blick' ich über London hin...' Nein, nein, behalten Sie's, mein lieber Herr, ich schätze ihn nicht so sehr. Wahrscheinlich hat ihm nie jemand gesagt, daß er unbedeutend ist. Man kann nicht gleichzeitig bedeutend und beliebt sein."

„Aber könnten Sie mir sagen, wo ich etwas über ihn erfahren kann?"

„Weshalb? Wollen Sie seine Biographie schreiben?"

„Nein, ich wollte..."

„Ich würde es Ihnen auch nicht empfehlen."

„Ich wollte bloß wissen, wo er wohnt und so..."

„Aha, ich verstehe. Sie wollen hingehen und ihn besuchen."

„Ja, das vielleicht auch. Ich wollte ihn was fragen."

„Hm, ich weiß nicht, wo er wohnt. Vermutlich im Schloß, denn er hat Geld genug verdient, um sich das zu kaufen. Schauen Sie mal im ‚Who's who' nach!"

„Was ist das für ein Uhu?"

„Was? Sie wissen nicht, was das Who's who ist? Das Nachschlagebuch mit den großen Kartoffeln. Die Berühmtheiten und ihr Lebenswandel, von ihnen selber geschrieben, Freundchen. Jeder steht drin, nur nicht die, die in fünfzig Jahren berühmt sind. Ich bin bestimmt nicht drin. Aber macht mir das was aus? Nicht die Bohne, kann ich Ihnen versichern. Für diejenigen von uns, denen die Zukunft gehört, sind die Leute im

Wer das Gesetz übertritt...

Who's who bereits tot und gestorben. Eine Art Kirchhof, sozusagen. Da finden Sie bestimmt auch Christopher Green."

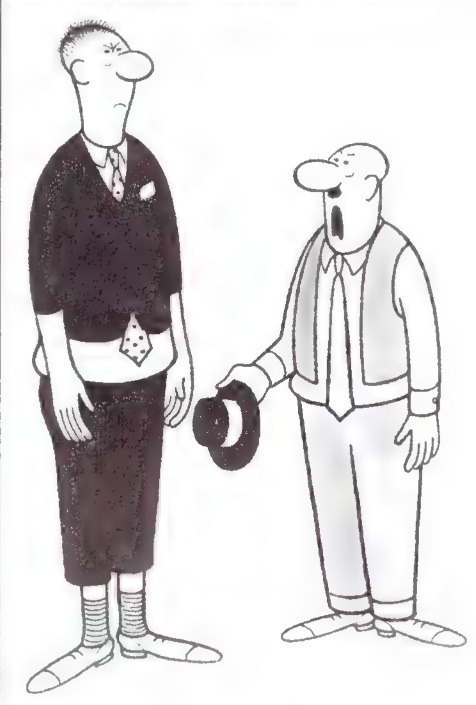
„Wo bekomm' ich denn das Who's who?"

„In der Stadtbücherei. Im Lesesaal. Spazieren Sie nur hinein und bitten Sie die junge Göttin dort, Ihnen das Buch zu geben."

„O ja, die kenn' ich, die Stadtbücherei! In der Old-College-Straße. Ja, besten Dank, Sir!"

„Nichts zu danken, Brüderchen. Bestellen Sie Christopher Green einen schönen Gruß von mir, wenn Sie ihn sehen."

Um fünf Uhr, nach getaner Arbeit, lief Bill Roberts eilig nach Hause. Da ihm die Stadtbücherei fast wie eine Kirche vorkam – war sie nicht im gleichen Stil erbaut, und hatte er sie nicht ebensowenig wie eine Kirche betreten? – beschloß er also, sich in Sonntagsstaat zu werfen. Er wusch sich Gesicht und Hände, zog den guten blauen Anzug an, bürstete die Melone mit dem Jackenärmel, setzte sie ein ganz klein wenig



„Das war schon immer so, daß der Sohn die Sachen des Vaters aufträgt!"

schief auf und ging zur Old-College-Straße.

Er lief sehr schnell. Sein Herz klopfte wie eine Maschine und beschwingte seine Schritte, und der Anblick der Bibliothek feuerte ihn an. Ein schwarzes Brett erläuterte, wo der Lesesaal lag, und dort, in einer ungeheuer großen Halle, die bis zur Decke mit riesigen Büchern austapeziert war, fragte er eine junge Dame: „Haben Sie so was wie ein Who's who, Miss?"

„Ja, natürlich", erwiderte sie und eilte hinter ihrer Theke hervor, um ihm zu helfen. Sie führte ihn an ein Fach in der Nähe der Drehtür und händigte ihm ein dickes rotes Buch aus.

Bill nahm es. „Danke bestens", sagte er.

Er getraute sich nicht, es zu einem von den Pulten zu tragen, an denen fleißige Männer stumm über Büchern saßen, weil er nicht genau wußte, ob sie nicht etwa für ihre Plätze bezahlt hatten, und fragen mochte er nicht. Daher lehnte er das Buch einfach gegen das Bücherbord und wandte die Seiten um.

Green. Da war es ja. Green, Christopher Byron, LL. D., D. Litt., Ritter der Ehrenlegion.*... Ein Blick auf andere Eintragungen belehrte ihn, daß der Stern „geboren" bedeutete, und tatsächlich, das Geburtsdatum stimmte haargenau! Christopher Green mußte dreiundzwanzig gewesen sein, als Ann ermordet wurde! Er war es! Er war es!

Ausbildung: Grant College... Halt! Hatte Ann nicht so etwas gesagt, daß er auf dem Grant College gewesen sei? Etwa nicht? Sicher! Wie hätte es ihm sonst so bekannt vorkommen können?

Bills Herzschlag wechselte jetzt ab: mal stockte er fast, mal raste er los.

Veröffentlichungen:: Gedichte . . . Schauspiele... Adresse: High Grove, Gate Hill, Highgate.

Highgate!

Keiner von den Studenten an den Pulten, die mit gebeugten Köpfen über ihren Büchern saßen, konnte ahnen, welche Entdeckerfreude den grauhaarigen Arbeiter beseelte, der dort neben der Türe stand. Bill hegte nicht mehr den geringsten Zweifel. Ohnehin hätte er auf Zweifel nicht geachtet, aber jetzt waren sie einfach für immer verstummt. Natürlich begriff er, daß er nur wenig Material hatte, um zu beweisen, daß Christopher Green der Kit Marlowe von einst war. Doch er würde Beweise finden. Irgendwie würde er sie finden. Das Schicksal würde ihm wieder helfen. Das Schicksal, das ihm bis hierher geholfen hatte, würde ihm auch noch weiter helfen.

Er schrieb sich die Adresse auf und schloß das Buch.

So kam Christopher zu einem neuen Leser, und die Buchhandlungen der Charing-Cross-Straße zu einem Besucher, der zwischen ihren Regalen und Tischen umherwanderte.

Am Samstag nach seinem Besuch im Lesesaal (nur an den Samstagen hörte er früh genug mit der Arbeit auf) eilte Bill Roberts nach Hause, und da er fand, daß die Buchhandlungen ebensoviel Respekt wie die Bibliothek verdienten, zog er seinen staubigen Overall und die schweren Stiefel aus, kleidete sich in den guten blauen Anzug und den steifen Kragen und begab sich fast im Laufschritt zur Charing-Cross-Straße.

Er schlenderte von Laden zu Laden und studierte die Titel auf den in Kästen ausgestellten gebrauchten Büchern, doch nirgends fand er einen Band von Christopher Green. Dann kam er an eine Buchhandlung, die sich über den verstaubten Kram mit Altwaren zu erheben schien, denn da waren nur neue Bücher mit strahlend sauberen und farbenfrohen Einbänden. Und dort entdeckte er mitten im Schaufenster auf einem Ehrenplatz das Allerneueste an kürzlich erschienenen Büchern, nämlich Christopher Greens Gesammelte Werke in der Underhill-Ausgabe von zweiundzwanzig Bänden. Ein Kärtchen darunter bestätigte es: Gesamtausgabe.

Aufgeregt und nervös ging er nach kurzem Zaudern durch die offenstehende Tür. An den Tischen und Theken im Geschäft bedienten ein junger Mann und ein junges Mädchen. Er hätte sich gern von der jungen Dame bedienen lassen, aber dummerweise kam der Jüngling an und fragte ihn in gewähltester Sprache nach seinen Wünschen.

„Haben Sie vielleicht zufällig die Gedichte von Christopher Green?" fragte Bill.

„Greens Gedichte? Natürlich. Wir haben den eben erschienenen Band der Gesamtausgabe."

„Kann ich ihn mal sehen? Danke. Darf ich bloß mal hineinsehen?"

„Sicher." Der junge Mann holte den schönen weißen Band vom Regal.

Bill schlug ihn auf, überflog die Seiten und fragte: „Wieviel kostet er?"

„Fünfzehn Schilling."

„Um Gottes willen!"

„Das ist doch billig für so einen Band!" protestierte der junge Mann. „Halbpergament mit verziertem Vorsatzpapier – ich weiß nicht, wie sie's zu dem Preis machen können!"

„Billig soll das sein? Fünfzehn Schilling für ein Buch?" Bill machte ein

Wer das Gesetz übertritt...

empörtes Gesicht. In den feinen Läden wurde man bestohlen!

„Natürlich, sehr billig ist es. Sehen Sie sich doch das Papier an!“

Bill sah es sich an. „Kommt mir genauso wie andres Papier vor.“ Er blätterte darin. „Und manche Seiten sind nicht mal ganz bedruckt! Da sehen Sie mal! Zwei – vier – acht Reihen auf einer Seite! Der Rest ist einfach leer!“

„So werden Gedichte eben gedruckt!“

„Na, das nenn' ich Betrug an der Welt! So kann man schnell Geld verdienen, was? Haben Sie noch was andres von ihm? Was nicht so teuer ist?“ Die sollten sich nur nicht einbilden, daß sie ihn übers Ohr hauen könnten. „Für sowas zahl' ich nicht fünfzehn Schilling. Das kann ich woanders vielleicht billiger bekommen.“

„Wir haben noch ‚Fünfzig Jahre reichen nicht‘. Miss Weston, wo haben wir...“

„Ich hab' lange zu schaffen, bis ich fünfzehn Schilling verdient habe...“

„Wo ist das Bändchen ‚Fünfzig Jahre reichen nicht‘? Ah, danke! Ja, das ist es.“ Er gab Bill ein viel kleineres und einfacheres Buch. Es war eine Taschenbuch-Ausgabe.

„Was ist das denn?“

„Seine Autobiographie.“

„Das bedeutet, seine Lebensbeschreibung, nicht?“ sagte Bill, der stolz auf sein Wissen war.

„Ja, von ihm selbst geschrieben.“

Christopher Greens Lebensbeschreibung! Bill zitterte wie ein Hetzhund, wenn die Witterung immer stärker wird. Vor dem jungen Mann ließ er sich nichts anmerken. „Was soll das überhaupt bedeuten: Fünfzig Jahre reichen nicht?“

„Es handelt von seinen ersten fünfzig Lebensjahren. Die zweite Hälfte werden wir wohl serviert bekommen, wenn er hundert ist.“

(Falls er so alt wird, dachte Bill bei sich.)

„Es soll sehr interessant sein, wie ich hörte. Ich mache mir nichts aus seinen Sachen. Doch wir haben viel davon verkauft. Er ist ungeheuer beliebt.“

„Wieviel kostet's?“

„Fünf Schilling.“

„Was? Fünf Schilling für so ein bißchen?“

„Und dabei ist es eine verbilligte Ausgabe.“

„Verbilligt? Ein Schilling wäre reichlich gewesen! Aber es geht noch an. Meinetwegen, dann nehm' ich's.“

So ungern, daß es ihm fast weh tat, zog Bill die fünf Schilling hervor. Er wollte schon sagen: „Nicht nötig, es einzuwickeln!“, doch dann dachte er, daß er ebensogut auch Papier und Schnur und alles, was er für sein gutes Geld bekam, mitnehmen könne.

Und bei diesem Gedanken wurde er ordentlich selbstsicher und fand, daß er dann auch noch einen Blick gratis in die Gedichtsammlung tun sollte, die vor ihm auf dem Ladentisch lag. Er blätterte eine Seite nach der andern um, und niemand schien etwas dagegen zu haben. Anscheinend wurde er nicht mal beobachtet, ob er das Buch stibitzte und sich damit fortschlich. Er hätte mehrere Bücher verschwinden lassen können, ohne daß sie es gemerkt hätten, dachte er, während er umblätterte. Als er plötzlich auf die Verse „Alte Frau in der Ogburn-Straße“ stieß, war es ihm, als ob er einen guten alten Bekannten wiedersehe.

Doch dann trieb ihn der brennende Wunsch, mehr über Christopher Greens Leben zu erfahren, auf die Straße hinaus. Sofort wickelte er das Papier ab und begann im Gehen in der Lebensbeschreibung zu lesen. Dann entdeckte er ein Bild von Christopher Green im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Es war aufregend, doch war er ihm unbekannt. Ein bißchen hochnasig, der junge Bursche, und ganz hübsch, ja; und auch ein bißchen verrückt mit so einem Stehkragen, der so hoch wie ein Milchkrug war. Wie ein Mörder sah er aber absolut nicht aus, nein! Und die langen Finger – die sollten jemanderwürgt haben? Nein! Komisch... Bill starrte lange auf das Bild, während er sich zwischen den Fußgängern in der Charing-Cross-Straße hindurchwand.

Zu Hause, in seinem Schlafzimmer, warf er sich, wie er war, mit dem guten Anzug und den Schuhen aufs Bett und las weiter.

Bald war er vollkommen in seine Lektüre versunken, und seltsamerweise nicht wegen der Spur, die er verfolgte, sondern weil ihn das Geschriebene fesselte. Denn abgesehen vom Charme, den ein solches Zeitbild besaß, wurde Bill auch durch die so ganz andere Welt als seine eigene gefesselt, durch alles, was in den Häusern feiner Leute oder in der Pfarre geschah und was jene Kinder in der Schule erlebten, während er in der Porter-Bragg-Straße in Dalston in die Volksschule ging. Nur ein einziges Mal kam ihm der Gedanke, daß Underhill Crescent gar nicht weit vom Crayber-Platz lag, und er fragte sich, ob das bedeutsam sei, doch der Gedanke verflog gleich wieder, so spannend war die Geschichte.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, gingen ihm die Menschen und Bilder aus dem kleinen Buch noch im Kopf herum, und der Wunsch wurde immer stärker, Underhill Crescent zu besuchen und sich das Haus und die Straße anzusehen, wo die Green-Kinder gelebt und gespielt hatten. Es war Sonntag, und er und seine Frau blieben, wie üblich, lange im Bett liegen, während die Kinder in die Sonntagsschule gingen, so daß es Nachmittag wurde, bis er sich mit allem Entdekkungseifer eines kleinen Jungen auf den Weg nach Sarum Hill machte. Seine Erregung wuchs, als er Underhill Crescent las und in die kleine, gewundene Seitenstraße einbog und das Haus erblickte, das Nr. 20 sein mußte. Es war Nr. 20.

Im ersten Augenblick war er entsetzt, in welchem Zustand das Haus war, das er für ein „feines“ gehalten hatte. Es sah nicht besser aus als ein verwahrlostes Haus im Lenten-Viertel. Der gelbe Stuck war wie mit modrigen Geschwüren übersät und zum Teil gänzlich abgebröckelt, und darunter schaute der nackte Backstein hervor. Doch dann sagte er sich, daß es vierzig Jahre her war, seit die Greenschen Kinder hier gewohnt hatten. Er blickte auf die Stufen vor der Haustür und dachte, wie Christopher, Clare und Gordon dort hinuntergesprungen

waren, und er blickte auf das kleine Vorderzimmer und stellte sich den Knaben Christopher vor, der drin an seinem Schreibtisch seinen Träumen nachgehangen hatte.

So groß war sein Interesse am Schauplatz all der Ereignisse, über die er gelesen hatte, daß er ganz vergaß, was für ein anderes Interesse er ja noch daran nahm: es war der Ort, von dem „Kit Marlowe" höchstwahrscheinlich eines Abends aufgebrochen war, um Ann zu ermorden. Diese Erinnerung senkte sich plötzlich wie eine bleigraue Wolke vor die Sonne.

Wieder starrte er auf das Vorderzimmer und die Stufen, doch jetzt mit anderen Empfindungen. Ja, es konnte leicht sein, daß Christopher Green diese Stufen hinabgeschlichen und um Mitternacht verstohlen zurückgekehrt war... mit welchem Erlebnis im Herzen? Und so war er in das Vorderzimmer gegangen... mit dem Wissen um das Erlebte.

Den Rest des Nachmittags und Abends las er wieder in dem kleinen Buch „Fünfzig Jahre reichen nicht". Sein Interesse wuchs, je mehr er sich dem Jahr näherte, in dem Ann gestorben war. Bill las jetzt mit geschärften Blicken, wie ein Hund, der die nahe Beute wittert. Aber die Erzählung erwähnte jenes Jahr überhaupt nicht. Konnte man etwas daraus schließen, daß der Crayber-Mord überhaupt nicht einmal gestreift wurde, obschon der Verfasser in nächster Nähe gelebt hatte?

Bill grübelte nach. „Ja!" dachte er.

Die Erzählung nahm ihren Verlauf und beschrieb Christophers ersten großen Erfolg, und wieder vergaß Bill den Crayber-Platz und interessierte sich nur noch für die Erlebnisse des Helden. Er las, wie Christopher „Die Küchentreppe" geschrieben und sie überall angeboten hatte, wie sie dann endlich angenommen, doch gleich darauf von der Zensur verboten und dann erlaubt wurde, wodurch dem Stück eine erfolgreiche Premiere gesichert war.

Erst allmählich – denn sein Denken arbeitete jetzt langsam – bemerkte Bill etwas Bedeutungsvolles an diesem Stück, und auf einmal witterte er wieder die Spur. Es handelte, soweit er es verstand, von einem Dienstmädchen, das auf die schiefe Bahn geriet.

Ein Dienstmädchen, das auf die schiefe Bahn geriet? „Herrje noch mal!" Jetzt war sein Gehirn auf einmal hellwach.

Er begriff, daß er das Stück lesen müsse. Er mußte es kaufen. Er würde keine Ruhe haben, bis er es gelesen hatte. Er zählte die Stunden, die noch verstreichen mußten, ehe er es kaufen konnte. Wenn er sich morgen abend nach der Arbeit sehr beeilte, schaffte er es noch vor Ladenschluß.

Am nächsten Abend eilte er also in seinem blauen Overall und dem seitlich aufgeschlagenen schwarzen Schlapphut halb laufend, halb rennend zu der Buchhandlung, betrat sie gerade in dem Augenblick, als die Läden heruntergelassen werden sollten, und fragte den jungen Mann mit den weinroten Hosen und der Schildpattbrille, ob er „Die Küchentreppe" von Christopher Green habe.

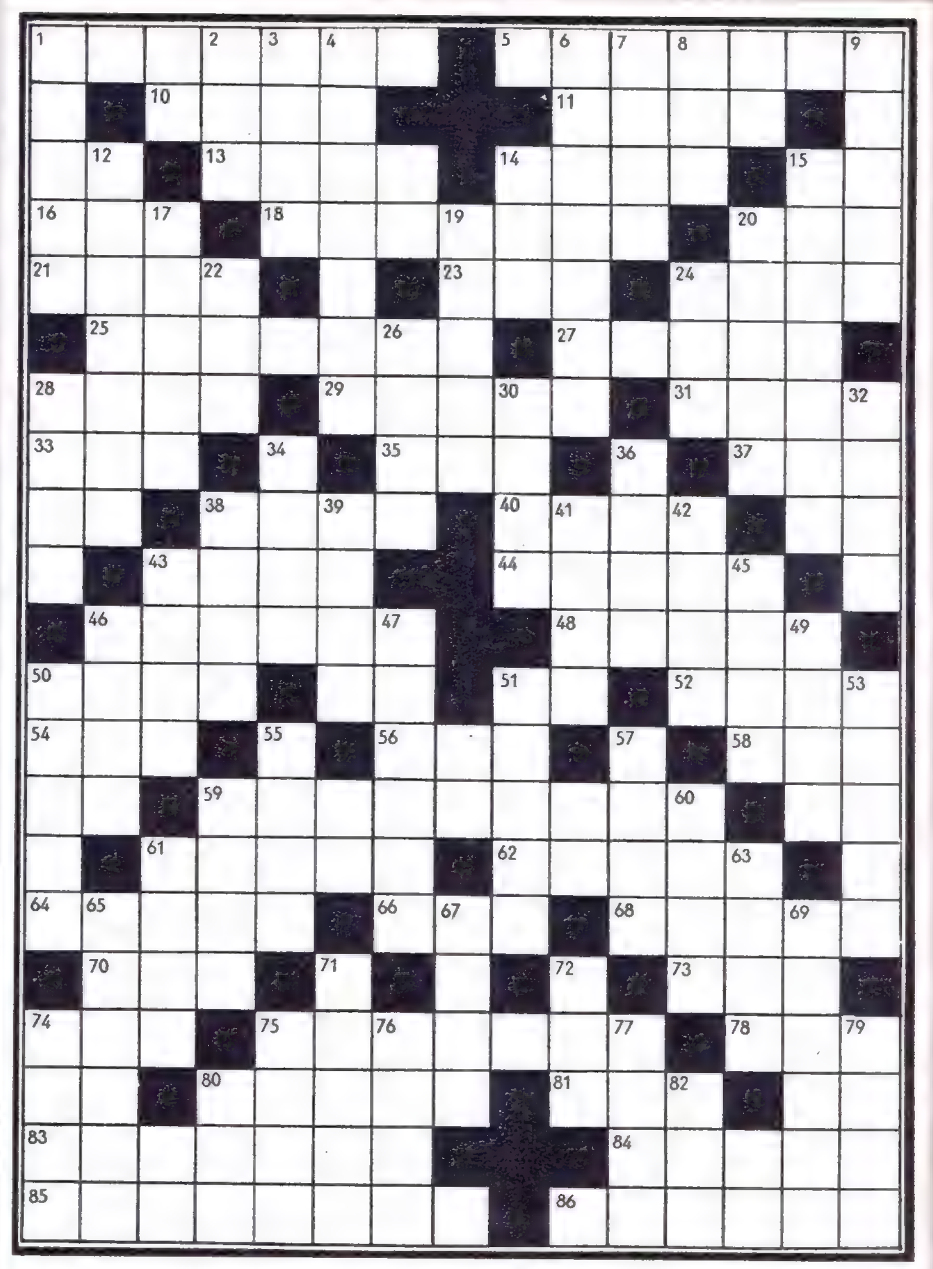
„Ja", erwiderte der junge Mensch und erkannte ihn voller Staunen in seiner Straßenkehrer-Uniform. „Ich glaube, es ist im ersten Band der Gesamtausgabe. Nein, der erste Band enthält die Autobiographie. Dann ist es also im zweiten. Wir haben noch ein einzelnes Exemplar des zweiten Bandes, nicht wahr, Miss Weston? Ja, da ist es. Da, ‚Die Küchentreppe'. Bitte sehr! Das war ja wohl sein erstes Stück, nicht wahr? Eine Ewigkeit her!"

„Ja. Und wieviel macht's?"

„Fünfzehn Schilling! Sie kosten alle gleich viel. Fünfzehn Schilling der Band."

„Allmächtiger!" seufzte Bill. „Der reinste Diebstahl, die Schreiberei! Ich

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 51)



Waagerecht: 1. dt. Dichter u. Schriftsteller † 1949, 5. franz. Bühnendichter, 10. Verpackungsgewicht, 11. Frauengestalt d. griech. Mythus, 13. inneres Körperorgan, 14. riesiger Hirsch, 16. Bergeinschnitt, 18. alte kl. Münze, 20. Wiesengrund, 21. Arzneipflanze, 23. bibl. Frauengestalt, 24. Stadt in Algerien, 25. Bittgebet, 27. Körperorgan, 28. Stadt in Ostthüringen, 29. kl. Raubtier, 31. Pökelbrühe, 33. griech. Göttin, 35. lk. Rheinarm, 37. japan. Münze, 38. jugoslaw. Stadt u. Hafen a. d. Adria, 40. Halbedelstein, 43. Bekleidungsstück, 44. Eisenstift, 46. Gartenblume, 48. Stadt in Italien, 50. Manneszier, 52. Kuchengewürz, 54. Nebenfluß d. Neckars, 56. Papageienart, 58. Abschiedsgruß, 59. Körperteil, 61. Schweizer Komponist, 62. berühmter Mathematiker †, 64. Pflanzenteil, 66. Kosmos, Schöpfung, 68. Bodenfläche, 70. oriental. Männername, 73. Musiknote, 74. Körperteil, 75. Gift der Tollkirsche, 78. Wintersportgerät, 80. Heldengedicht Homers, 81. Spielkartenfarbe, 83. europäisches Königreich, 84. schlechtes Fahrzeug, 85. Wortfechter, Kämpfer, 86. festgesetzter Zeitpunkt.

Senkrecht: 1. ital. Dichter † 1857, 2. Wagenteil, 3. Ostarmenischer Fluß, 4. ital. Geigenkomponist †, 6. Stadt in Frankreich, 7. lk. Nebenfluß d. Loire, 8. engl.: zehn, 9. Alleebaum, Plural, 12. künstlerische Tanzgruppe, 14. deutscher Baumeister †, 15. ev. Religionsgemeinschaft, 17. Fluß in Frankreich, 19. Auslese, 20. Schlachtort in Frankreich, 22. griech. Buchstabe, 24. Fettart, 26. Mädchenname, 28. Besucher, 30. Heiligenbild, 32. Schwimmvogel, 34. wohlriechende Blume, 36. Überlieferung, 38. Verkehrsanstalt, 39. Geliebte des Zeus, 41. Edelknabe, 42. sibir. Fluß, 43. Körperorgan, 45. röm. Mondgöttin, 46. Theaterplatz, 47. nordamerik. Halbinsel, 49. Oper von Verdi, 50. Bildhauer Berliner Denkmäler, 51. Schandfleck, 53. Bootsteil, 55. Wunderkelch, 57. Fluß zur Saale, 59. Kinderspeise, 60. Bodenerhebung, 61. Laufbildchen, 63. Nahrungsmittel, 65. Stadt in Italien, 67. Königreich in Indochina, 69. eingeborene Soldaten Ostafrikas, 71. kl. Speisefisch, 72. Sportwink, 74. griech. Kriegsgott, 75. Randgebirge des Pamir, 76. Ackerunkraut, 77. griech. Siegesgöttin, 79. römische Kalenderbezeichnung, 80. franz.: Insel, 82. Gebirgsschlucht.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ah – bie – bir – bruck – chow – dam – de – do – ehr – ei – eis – eu – ge – ge – gelb – go – ha – hoop – inns – keit – ken – lack – let – li – li – lich – lit – mann – men – mer – mer – mi – mün – na – nen – nen – ner – nik – non – on – pe – pu – ran – rens – ri – rie – rot – sa – sa – sand – schwär – se – sen – sen – sen – sim – step – ster – ta – tel – ter – ter – ti – to – tra – träu – two – u – ul – ve – vir – weis – werth – zwei – sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort aus Schillers „Pikkolomini" ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. deutsch. Mediziner † ....
2. gute Eigenschaft ....
3. Oper von Verdi ....
4. Gesellschaftstanz ....
5. höchster Teil d. Sudeten ....
6. Ostseebad nördl. v. Rostock ....
7. Malerfarbe ....
8. Bergsteigerwerkzeug ....
9. vorlautes Kind ....
10. Luftkurort im Bern. Oberland ....
11. Bekleidungsstück ....
12. deutscher Schriftsteller ....
13. Hauptstadt v. Tirol ....
14. holländ. Hafenstadt ....
15. Märchengestalt ....
16. Rostschutz ....
17. Zwerg (Gullivers Reisen) ....
18. Schmetterling ....
19. Trabant, Begleiter ....
20. dt. Ostseebad ....
21. Muse ....
22. Rheininsel ....
23. versonnener Mensch ....
24. aufregendes Ereignis ....

Auflösungen der Rätsel aus Heft 13 auf Seite 53

Wer das Gesetz übertritt...

bin ein armer Mann, jawohl! Aber dann muß ich ja wohl in die Ladenkasse greifen!" Er griff mit den Fingern in die obere Westentasche und förderte einige Zehn-Schilling-Noten zutage, von denen er zwei – nach kurzem Kampf – dem jungen Mann gab.

Es machte ihn geradezu unglücklich, als er sah, wie der junge Mann das sauerverdiente Geld so gleichgültig hinnahm, und als er hinausging und nur ein Buch in der Hand hatte, dafür aber um fünfzehn Schilling leichter war, mußte er sich mit dem Gedanken trösten: „'s ist alles Kapitalsanlage, das ist es eben! Eine Spekulation, und vielleicht die beste, die ich je geplant habe. Kann mir Tausende von Pfund einbringen! Wenn man's so betrachtet, sind fünfzehn Schilling gar nichts."

Da es ein warmer Frühlingsabend war, ging er in den Park am Leicester-Platz, setzte sich dort hin und begann zu lesen. Natürlich sah er vom ersten Auftreten an in der Heldin Ann Parker, was den knappen Gesprächen und den dürren Bühnenanweisungen Leben und Farbe verlieh, doch war er so gescheit, sich zu fragen, ob diese Ähnlichkeit zwischen der Heldin und Ann nicht eher von ihm hineingetragen werde.

Erst gegen Ende des zweiten Aktes, als er auf einen besonderen Ausspruch des Dienstmädchens stieß, fuhr er zusammen, und die Erregung loderte auf, denn er erkannte nun, daß die Ähnlichkeit auch im Stück gegeben war. Zuerst hatte er diesen Ausspruch schnell überflogen, ohne ihn sonderlich zu beachten, doch eine Sekunde drauf, und während er schon weiterlas, tönte er in seinen Gedanken nach, so daß er sofort alle Aufmerksamkeit darauf richtete. Es klang munter und herausfordernd, als das Dienstmädchen zu seinem Schatz, dem Fensterputzer, sagte: „Ich bedaure nichts – so bin ich nun mal!"

Das war Ann – echt Ann! Es war ihre ständige Redensart gewesen. Nie hatte er gehört, daß jemand anders den gleichen Ausspruch benutzte, aber Ann hatte es dauernd gesagt. So etwas hier im Park zu lesen, war fast so, als ob Ann, die seit dreißig Jahren tot war, wiedergekommen wäre und sich hier auf diesem stillen Eiland inmitten des lärmenden Verkehrs mit ihm unterhielte. „Ich bedaure nichts, Bill: so bin ich nun mal!"

Bill ließ das Buch sinken. „Großer und gerechter Gott im Himmel!" ächzte er. „Jetzt weiß ich's ganz genau."

Nachdem Bill es nun wußte, handelte er nicht etwa schnell. Es war ihm nicht mehr möglich, schnell zu handeln. Seine Triebfedern, die durch fünfzehnjährige Verkümmerung erschlafft waren, konnten sich jetzt, da er auf die Sechzig ging, nicht wieder anspannen. Immer zog er es vor, abzuwarten und zu verschieben, und er war glücklicher, wenn er die Straßen kehren und davon träumen konnte, was er unternehmen wolle, als wenn er den Besen hätte weglegen müssen, um wirklich etwas zu unternehmen. Außerdem hatten die Jahre im Gefängnis sein Gefühl für Zeit abgestumpft. Es kümmerte ihn nicht, daß siebenmal Feierabend eine Woche bedeutet und daß es nur eines Dutzends solcher Wochen bedurfte, um den Sommer zu enden.

Doch etwas unternahm er. Eines stillen Abends im Mai fuhr er auf einem Autobus nach Highgate und ging den Abhang von Gate Hill hinauf, bis er oben zu den hübschen alten Häusern kam, zwischen denen sich die doppelte Reihe alter Linden hinzieht. Er las an allen Häusern Nummern und Namen, und dann sah er High Grove. Er ging langsam daran vorüber, damit er es in Ruhe anschauen könne. Nach einem Weilchen kehrte er um und sah wieder an dem Hause hinauf. In einem Vorderzimmer – es schien ein schön möbliertes Eßzimmer – war Licht, und er blieb einen Augenblick stehen und spähte hinein. Wieder warf er einen Blick auf den Namen am Pfosten des schmiedeeisernen Tores, dann ging er langsam weiter.

Er fand, daß der erste Schritt getan war. Doch war er noch nicht bereit, hineinzugehen und sich dem reichen und (ja) etwas Furcht einflößenden Besitzer des Hauses vorzustellen. Sein bißchen Beweismaterial – was war es schon? Für ihn genug, ja – aber nicht für Mr. Green. Er würde etwas mehr zusammentragen müssen. Er würde es bald tun. Ja. Und er war froh, daß er eine Entschuldigung gefunden hatte, um sich davonzustehlen.

Das nächste Ergebnis seiner täglichen Träumereien war das Bemühen, Jim Miller zu suchen. Er ging zu dem großen Haus im Regents-Viertel, das er vor fünfzehn Jahren aufgesucht hatte, und nachdem er, wie üblich, ein Weilchen gezaudert hatte, läutete er – voller Nervosität. Aber die Dame, die an die Tür kam, sagte ihm, daß Mr. Miller nicht länger dort wohne; nein, sie wisse nicht, wohin er gezogen sei.

Komisch, es war ihm fast eine Erleichterung, daß er Jim Miller nicht gefunden hatte.

Doch ein paar Tage darauf war er entschlossen, die Scheu zu verjagen, die ihn immer von allem abhielt, und er fragte einen anderen Lokomotivführer, was aus Mr. Miller geworden sei, und erfuhr, daß er noch bei der Bahn arbeite. Er sei jetzt einer der besten Lokomotivführer und wohne außerhalb, irgendwo in Linden Green.

Bill, der nicht für lange Unterhaltungen war, mochte keine weiteren Fragen stel-

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 53)



Die Narzisse „Bel-Denise"

Eine Erzählung von Karl Springenschmid

Am 4. Februar, einem gewöhnlichen Montag, als die Sonne eben über die felsigen Klippen des Mont Agel emporstieg, genau um 6 Uhr 12 öffnete die Narzisse, die oberhalb von La Turbie an der Autostraße stand, ihre Blüte. Es war nichts Ungewöhnliches an ihr, ein dünner Stengel, sechs weiße Blütenblätter und gelbe Staubgefäße in der Mitte. Ungewöhnlich war nur, daß sie die erste war. Um vierzehneinhalb Stunden war sie den dreißigtausend Narzissen, die an der Küste und an den Berghängen von La Turbie wuchsen, voraus, ein Phänomen, das sich zwar nicht botanisch, wohl aber sozusagen menschlich erklären ließ; denn diese Narzisse stand an einer besonders schwierigen Stelle, nämlich auf einem schmalen Rasenstreifen, knapp neben der großen S-Kurve, an der alle Fahrer, die vorüberkamen, nur auf die Straße achten konnten. Sie hatte es daher begreiflicherweise eiliger als die anderen, um aufzufallen.

Um 6 Uhr 25 kam der gelbe Peugeot des Gemüsehändlers Pierré Pegomas vorüber, mit Tomaten voll beladen, um 6 Uhr 45 der alte, graue Ford des Gymnasialdirektors Louis Louve aus Menton. Um 7 Uhr 11, also noch in der Jungfernstunde ihrer Blüte, schoß Monsieur Theo Trachin, Besitzer der Pension „Beau Sejour", in seinem blauen Citroën um die Kurve. Bis zur Mittagsstunde waren 25 Peugeot, 19 Renault, 18 Citroën und 37 Wagen fremder Bauart vorübergekommen, die Fords gar nicht mitgerechnet, ohne daß die Narzisse nur ein einziges Mal bemerkt worden wäre. Doch kurz nachher, um 12 Uhr 03 brauste der siebzehnjährige Handelsschüler Roger Ecrason in dem roten Sportcoupé Jaguar XK 120 daher, das seinem Onkel, dem Großkaufmann Etienne Ecrason, gehörte. Neben ihm saß Denise, die fünfzehnjährige Tochter des kürzlich verstorbenen Seifensieders David Dougette aus der Rue Mirabeau. Ihr rotblondes Haar flatterte wie eine Fahne hinter ihr her, und der Fahrwind preßte das dünne, blaue Kleidchen, das sie trug, eng an ihren Körper. Denise war gewiß stolz, in einem offenem Sportcoupé über die Grand Corniche zu fahren. Aber jetzt bemerkte sie die einsam dastehende Narzisse.

„Oh!" rief sie entzückt und faßte Roger am Arm, „die erste! So halte doch!"

Doch Roger Ecrason legte sich eben verwegen in die Kurve. Die Ecrasons stammen nämlich in der direkten Linie von Seeräubern ab. Das Verwegene liegt ihnen im Blute. Hart stieß er Denises Hand zurück. „Laß das!" knirschte er.

„Es ist die erste Narzisse", sagte Marcel und hielt sie dem jungen Mädchen hin.
Zeichnung Widmann

Und schon war die Narzisse vorüber. Roger nahm noch drei weitere Kurven. Dann fuhr er nach La Turbie zurück.

Es wurde Abend. 244 Wagen, die Fords nicht mitgerechnet, waren bisher an der Kurve vorübergekommen und noch immer stand die Narzisse einsam auf ihrem Rasenstreifen. Kaum eine Stunde hatte sie noch Zeit, um aufzufallen. Dann würde die Nacht kommen, dann der Morgen, und sie würde in einem Meer von Narzissen für immer untergehen.

Da schlenderte bloßfüßig, das Hemd über der Brust offen, an einer trockenen Brotrinde kauend, der junge Ziegeleiarbeiter Marcel Mourdon daher. Er war sechzehn Jahre alt, elternlos, arm und verlassen. Als er die Narzisse sah, blieb er stehen. „Ist es schon so weit?" murmelte er, wischte die Hand, die noch rot vom Ziegelstaub war, am Hosenboden sauber und brach die Blume ab. Dann stieg er damit nach La Turbie hinab. Das Zeichen des leibhaftigen Frühlings in der Hand, fühlte er sich jetzt stark, männlich und zum Äußersten entschlossen.

Bisher hatte er nicht gewagt, Denise Dougette anzusprechen. Aber als er sie jetzt in ihrem Kleidchen, das so zart wie der Himmel war, vor dem Hause stehen sah, wie sie angestrengt die dämmernde Rue Mirabeau hinabblickte, trat er auf sie zu, hielt ihr die Narzisse entgegen und sagte verwegen: „Hier!"

Denise lächelte, aber nur so nebenhin; denn sie wartete schon ungeduldig auf das rote Sportcoupé. Dabei übersah sie aber keineswegs, daß dieser Marcel Mourdon, obwohl er bloß in der Ziegelei arbeitete und keinen Wagen besaß, ja wohl niemals einen Wagen besitzen würde, eigentlich ein recht hübscher Junge war. Die schwarzen Locken ringelten sich keck in seine helle Stirne, und die Augen waren treu und gut.

„Es ist die erste!" sagte Marcel und kam sich dabei sehr mutig vor. Doch im gleichen Moment brauste das rote Sportcoupé die Straße herauf. Roger Ecrason stoppte und riß den Wagenschlag auf.

Denise aber blickte nur auf die weiße Narzisse nieder. Gewiß war es die gleiche, an der Roger Ecrason so achtlos vorbeigefahren war. Ein Mann, der nicht auf einsam stehende Blumen achtete, würde er einstens auf ein Mädchen achten, das ebenso einsam in der Welt stand?

Ungeduldig schlug Roger auf die Hupe.

Marcel nahm sich ein Herz. „Und einen Namen hat sie auch!" sagte er eifrig.

Denise hob überrascht den Kopf. „Wie? Sogar einen Namen?"

Roger Ecrason schlug mit lautem Knall die Wagentüre zu, gab Gas und brauste die Rue Mirabeau hinauf.

„Ja, einen Namen", wiederholte Marcel leise. Dann sagte er mit fester Stimme – es war das Äußerste, was er zu sagen wagte – „sie heißt ‚Belle Denise'!"

Wer das Gesetz übertritt...

len. Doch eines Samstagnachmittags fuhr er mit dem Zug nach Linden Green. Hier erkundigte er sich, wo Mr. Miller wohne, und erfuhr, daß er die Villa Almond Cottage in der Duke's-Allee bewohne, die vierte Straße links.

Nervös ging er zur Almond Cottage, einer kleinen Villa mit Giebel, die so sauber wie frische Farbe war, und schritt zwischen den hübschen Rasenbeeten bis an die Haustür. Eine große hagere Frau mit langer Nase – das mußte wohl die einstige Olive Mockson sein? – öffnete die Tür ein wenig und erklärte nicht gerade freundlich, daß Mr. Miller erst nach dem Tee zu Hause sei.

Bill dankte ihr und verzog sich nervös, während ihre Augen ihm bis zum Tor folgten. Er traf Jim auf der Straße: er war jetzt viel grauer und dicker als einst, hatte den Dienst gerade hinter sich und rauchte. Jim Miller zog die Stirn in Falten, als er ihn erkannte, und ärgerte sich. Bill Roberts erinnerte ihn an Dinge, die längst vergessen waren. Wühlte er wieder herum, um neue Unruhe zu schaffen? Eine alte Furcht regte sich in ihm: die Furcht vor dem rächenden Gott. Jim tat genau, was er vor fünfzehn Jahren auch getan hatte: er bat Bill, nicht zu ihm ins Haus zu kommen, und verabredete sich mit ihm in einer Kneipe. Als sie in der Bar zusammensaßen und tranken, hörte er voller Angst den Entdeckungen zu, die Bill gemacht hatte, und machte sich daran, sie vor Bill zu verkleinern.

Mitleidig schüttelte er den Kopf: „Aber was haben Sie an Beweisen vorzulegen, Freund? Nichts. Rein gar nichts. Daß er Christopher heißt und daß es mit dem Alter stimmt und daß er in einem Stück einen Ausspruch benutzt, den Ann sich angewöhnt hatte..."

„...und daß er das Gedicht schrieb!"

„Na, was ist das schon? Gar nichts."

„Und daß er in Highgate wohnt!"

„Aber nicht damals. Nicht damals. Das ist der Witz, Freund! Sie sagten doch, er habe am Sarum Hill gewohnt?"

„Ja, stimmt." Bill sank der Mut. Es war das erstemal, daß er es einsah.

„Und ich habe schon viele Leute sagen hören: ‚Ich bedaure nichts – so bin ich nun mal!'" (Das war glatt gelogen. Er hatte es nur von Ann gehört.) „Ja, ein ganz gebräuchlicher Ausdruck. Hab's oft sagen hören. Besonders von jungen Mädchen. Es stammt wahrscheinlich aus einem Schlager. Hab's oft gehört."

„Wirklich?" sagte Bill bekümmert.

„Ja, wer weiß wie oft, mein Junge."

„Aber das war nicht der einzige Ausspruch. Ich habe das Stück noch mal gelesen und dabei eine Menge anderer Redensarten gefunden, die Ann auch alle gebrauchte, und es war, als ob sie mit mir sprach."

„Und wenn schon, was beweist das denn groß? Höchstens, daß er sie gekannt hat, aber doch nicht, daß er sie umgebracht hat."

„Ja, das wird wohl so sein."

„Ich will nicht sagen, daß Sie sich täuschen, ich glaube Ihnen gern. Ich meine bloß, Sie müssen sich mehr Beweise verschaffen, etwas wirklich Überzeugendes!"

„Ja, ich verstehe."

„Und ich hoffe, daß es Ihnen glückt, Freundchen. Aber es ist ein bißchen unwahrscheinlich, wie? Nach all den Jahren?"

Mit niedergeschlagenem Herzen fuhr Bill aus Linden Green ab. Und wenn er in den folgenden Tagen seine Straßen kehrte, dachte er ständig: „Was kann ich finden? Wo finde ich etwas wirklich Überzeugendes? Etwas, das der Polizei einleuchtet? Woraufhin sie handeln könnte?"

Ehe er wieder etwas fand, waren die Blätter von den Bäumen gefallen. Die Bäume waren kahl, der Frost bleichte die Straßen, und Bill streute Kies auf den Fahrdamm. Als eines Nachmittags die Sonne rotglühend im Londoner Dunst versank, war nicht Bill es, der den Polizisten etwas zu erzählen hatte, sondern sie kamen mit einer Neuigkeit zu ihm.

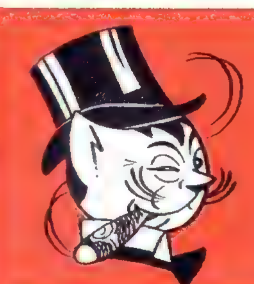
(Fortsetzung folgt)

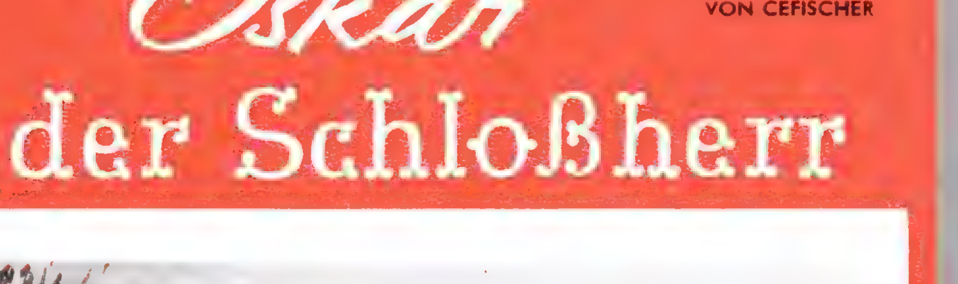
Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 13

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. James, 6. Spalt, 11. Orale, 12. Armee, 13. Seattle, 14. Diamant, 17. Dieb, 19. Ster, 21. Erb, 23. Mia, 25. Sou, 26. Edam, 27. Neander, 28. Gast, 29. Rinde, 31. Fusel, 32. Salto, 33. Enk, 35. Sen, 37. Mer, 38. Erle, 40. Reis, 42. Regina, 43. Keller, 45. Metz, 47. Haar, 49. Ale, 51. Kai, 53. Lek, 55. Horaz, 56. Lumme, 57. Foehr, 58. Orbe, 59. Torlauf, 61. Lima, 62. Ree, 64. Sem, 66. Man, 67. Thor, 69. Korb, 71. Transit, 73. Tataren, 75. Orest, 76. Dover, 77. Manet, 78. Iwein. — Senkrecht: 1. Joe, 2. Arad, 3. Matin, 4. Eltern, 5. Selb, 6. Sais, 7. Prater, 8. Ammer, 9. Lear, 10. Ten, 13. Sardine, 15. Twostep, 16. Beere, 18. Pinsel, 20. Autor, 22. Bank, 23. Maus, 24. Aden, 25. Salm, 30. Ehrgeiz, 32. Skilauf, 34. Blitz, 36. Belag, 38. Eem, 39. Enz, 40. Reh, 41. Ser, 44. Florett, 46. Hamlet, 48. Fehmarn, 49. Ahorn, 50. Erbe, 51. Kurs, 52. Imam, 53. Leim, 54. Kranz, 59. Trosse, 60. Flotow, 63. Ahnen, 65. Trave, 67. Tara, 68. Ritt, 69. Kadi, 70. Brei, 72. Rom, 74. Ern.

Silbenrätsel. 1. Kollision, 2. Armada, 3. Neapel, 4. Naseweis, 5. Sekunde, 6. Elemi, 7. Iserlohn, 8. Nofretete, 9. Eros, 10. Narrenstreich, 11. Solo, 12. Christine, 13. Oberon, 14. Episode, 15. Nahum, 16. Erdbeere, 17. Ration, 18. Nereus, 19. Derwisch, 20. Innerste, 21. Auerhahn, 22. Minotaurus, 23. Artischocke, 24. Nomade, 25. Tattersall, 26. Irene, 27. Memling, 28. Lorgnette, 29. Eichenlaub, 30. Blamage, 31. Exkommunikation. **Kann's einen schoenern Diamant im Leben als eine schoene Menschenseele geben?**







VON CEFISCHER



Vorübung



„Merk' dir ein für allemal: Für diese Kleinigkeiten braucht man keine Leiter!"



„Lehrjahre sind keine Herrenjahre, mein Lieber. Ich habe hier im vorigen Jahr auch klein anfangen müssen!"

„Er ist noch sehr verspielt, Meister."



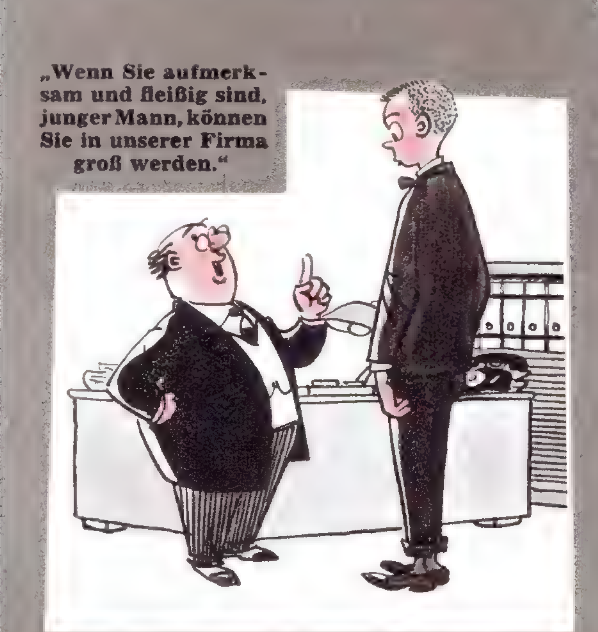


„Ich finde, er macht sich schon recht gut."

Der neue Stift

VON BERTHOLD DANERE

„Wenn Sie aufmerksam und fleißig sind, junger Mann, können Sie in unserer Firma groß werden."





„Ich wollte nur mal probieren, wie das geht."



„Balance halten, habe ich gesagt!"

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTEUR i. V.: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Telefon: Sammelnummer 33 04 41. Fernschreiber 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 2,— DM einschließlich 13,35 Pf Überweisungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf. Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany.

Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/3 · Finnland Fmk 70.— · Frankreich ffr. 70.— · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.85 · Schweiz sfr. —.60 · Spanien pta. 14.— · USA $ —.25



Spiele mit dem Wecker

Die Zivilisation hat uns alle müde gemacht. Wir vermögen nicht mehr wie primitive Wilde zu jeder Tageszeit aufzuwachen und sofort „da" zu sein.

Also nehmen wir einen Wecker.

Mit keinem anderen Gegenstand wird so viel Selbstbetrug verbunden. Da gibt es Listige, die den Wecker eine halbe Stunde vorstellen. Wenn er klingelt, räkeln sie sich in dem Gefühl, noch dreißig Minuten Zeit zu haben – „es ist ja noch gar nicht sechs, sondern in Wirklichkeit erst halb" –, um natürlich wieder einzuschlafen. Dabei bohrt es im Unterbewußtsein: „Du mußt jetzt aufstehen!"

Wäre es nicht gesünder, den Wecker genau zu stellen und die dem Vormittag abgelistete halbe Stunde fest zu schlafen?

Freilich wäre es besser, wenn das „Aufrappeln" nicht solche Mühe machte. Wer vermag sofort nach dem Erwachen erfolgreich seine „Mattscheibe" zu bekämpfen? Das braucht seine Zeit.

Andere nehmen, und zwar vornehmlich Frauen, den rasselnden Wecker unter die Bettdecke, umklammern ihn im Halbschlaf wie einen Stein und warten darauf, daß ein Wunder geschieht. Daß etwa ein Anruf aus dem Büro komme, der Chef verreise.

Es ist aber Dienstag, und der Chef denkt nicht daran, die Grippe zu bekommen oder nach London zu fliegen. Also muß man doch aufstehen.

Manche Männer pflegen den Wecker auf eine Untertasse zu placieren, damit er am Vormittag noch erbarmungsloser rassele. Das ist Alarm mit Resonanz. Die Uhr führt dann einen grotesken Tanz auf, der den aus den Kissen Gescheuchten in eine heillose Wut versetzt.

Der Wecker wird zum hassenswerten Instrument. Aber was kann er für die törichten Einfälle seines Besitzers? Er ist gleichermaßen unschuldig daran, wenn er vorgestellt wird, wenn er zu früh weckt oder auf einer Untertasse tanzt.

Unbeherrschte werfen ihn sogar zuweilen gegen die Wand. Die Armen sind hoffnungslos allergisch gegenüber der Tatsache, am frühen Morgen aufstehen zu müssen. Sie hätten sich einen anderen Beruf wählen sollen.

Im nächsten Heft:

Die vertrocknete Kastanie

„Das gnädige Fräulein belieben wohl stolz zu sein", stichelte Ella aus ihrem bequemen Sessel heraus. „Wenn sie nicht will, laß sie, Mutter, die fünfzig Mark kann ich gut gebrauchen. Ich hab' bei Brockhoff einen entzückenden Schal gesehen, er kostet nur neunundzwanzig Mark." Sie stand auf und nahm der Mutter den Schein aus der Hand, lächelte dabei aber gleichzeitig Ragnhild höhnisch zu.

„Sie können wieder gehen", erklärte sie dem Mädchen, mit dem sie, ihren eigenen Worten nach, um viele Ecken herum verwandt war.

„Ja ..." Ragnhild Nilsen bückte sich nach ihrem Koffer und nahm ihn empor, und es war ihr, als sei er inzwischen ein paarmal so schwer geworden. Zwei Tage konnte sie noch in der Wohnung ihrer Eltern bleiben, dann mußte sie ausziehen, denn die Wirtin hatte bereits neue Interessenten.

„Das ist Vater." Ella lief zum Fenster und riß die Gardinen zur Seite. „Er kommt heute früh ..."

Der Fabrikant Lüder Kampe stutzte, als er Ragnhild auf der Schwelle des Salons stehen sah, und dann ging ein gutmütiges Lächeln über sein joviales Gesicht. „Fein, daß du dich mal sehen läßt, Mädchen", begrüßte er sie und schlug ihr herzlich auf die Schulter. „Aber was soll der Koffer?"

Beklommenes Schweigen folgte seiner Frage, und Lüder Kampe bemerkte sofort, daß hier irgend etwas nicht stimmte. Er warf einen kurzen Blick auf die versteinerten Gesichter seiner Frau und seiner Tochter, und dann trat er neben Ragnhild. „Du... möchtest bei uns bleiben?" fragte er mit einer Weichheit, die seine Familie nicht mehr an ihm kannte. „Du bist uns jederzeit willkommen. Therese, laß ein Zimmer vorbereiten. Ragnhild wird bei uns bleiben."

Er rieb sich lächelnd seine Hände, eine Geste, die seine Angestellten häufig nervös machte. „Zieh deinen Mantel aus, Kind. Hier ist es warm genug, du brauchst ihn nicht.

Und du, Ella, kümmere dich gefälligst um den Mokka!" Seine Tochter warf den Kopf in den Nacken und rauschte gekränkt hinaus. Im Vorbeigehen fand sie allerdings noch Zeit, einen gehässigen Blick auf Ragnhild zu werfen, der der neuen Hausgenossin nichts Gutes verhieß.

„Setz dich!" befahl Frau Therese Ragnhild und wies mit ihrem knochigen Zeigefinger auf einen Sessel. „Ich möchte mit dir sprechen, Lüder."

Ihr Mann nickte zustimmend, aber bevor er seiner Frau folgte, lächelte er Ragnhild ermunternd zu. Das Mädchen wagte sich nicht zu rühren, hatte die Hände zwischen die Knie gepreßt und starrte dumpf auf den Teppich, der so kostbar war, daß sie ihren armseligen Koffer nicht draufstellen durfte.

Wahrscheinlich war er auch viel zu schade, um von ihr betreten zu werden. Ihre Tante würde es ihr schon klarmachen, daran zweifelte sie nicht. Vorher noch tat es ihre Tochter. Ella kam aus der Küche zurück und näherte sich ihr mit katzenhaft geschmeidigen Schritten.

Mit der Linken strich sie sich eine weiche Welle ihres roten Haares aus der Stirn, und ihr Gesicht war so bösartig, daß Ragnhild bis ins Herz hinein erschrak.

Es gab viele, die Ella für eine Schönheit hielten, denn mit ihrem naturroten Haar und den grünlichen Augen wirkte sie tatsächlich sehr apart.

Aber in diesem Moment konnte man sie beim besten Willen nicht einmal hübsch nennen. „Du wirst hierbleiben", sagte sie mit tiefer, kehliger Stimme, die vor Haß vibrierte. „Aber glaube nicht, daß du hier die Prinzessin spielen kannst! Wir brauchen keine Mädchen wie dich. Du wirst dich ... bei uns nützlich machen ..."

Immer weiter verkroch sich Ragnhild in den riesigen Sessel, in dem ihre zierliche Gestalt fast ganz verschwand. Wodurch hatte sie Ellas Haß herausgefordert? Sie fand keinen Grund, denn sie kannte dieses Mädchen ja kaum.

„Und glaube nicht", fuhr die Rothaarige mit mühsam gebändigter Erregung fort, „daß du dir hier einen Mann angeln kannst. Erst kommen wir, Kläre und ich, und wehe dir, wenn du versuchen solltest, Besuchern schöne Augen zu machen. Du bist nämlich der Typ, auf den manche fliegen. Nimm dich in acht!"

Sie richtete sich empor, als sie den Schritt ihrer Eltern näherkommen hörte, und Ragnhild glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können, als sie ihr freundliches Lächeln sah, mit dem sie dem Vater entgegenschaute.

„Wir haben uns schon angefreundet", empfing sie ihn. „Und Ragnhild möchte sich im Hause ein wenig nützlich machen."

„Das freut mich", strahlte Onkel Lüder über das ganze Gesicht. „Deine Mutter war eine prächtige Frau, Ragnhild, und du siehst ihr sehr ähnlich. Ich glaube, wir beide werden uns gut verstehen."

„Ich heiße dich ... willkommen", schnarrte Frau Therese. Sie neigte sehr hochmütig knapp den Kopf. „Johann wird dir dein Zimmer zeigen."

„Danke schön!" Ragnhild war froh, den Salon verlassen zu können, aber sie ahnte, daß diese Villa für sie kein Heim werden würde. Sie mußte hierbleiben, aber nicht als Hausgenossin, sondern als besseres Dienstmädchen.

Gab es für sie eine andere Möglichkeit? Ragnhild hatte keine Wahl, sie mußte im Hause ihrer Verwandten bleiben und sogar noch dankbar sein, daß man sie duldete.

*

Vor dem Frühstück am nächsten Morgen fürchtete sich Ragnhild, denn dort würde sie zum erstenmal die ganze Familie Kampe kennenlernen, Ellas Schwester Kläre und Arthur, den Sohn des Hauses.

„Olala", sagte der junge Mann bewundernd, als sie den Speiseraum betrat. Nach Ellas Schilderung hatte er ein unscheinbares, ärmlich gekleidetes Mädchen erwartet und nicht solch eine aparte Schönheit. Er verzog den Mund zu einem breiten Lächeln.

„Mein Sohn Arthur, und das ist Kläre, unser Nesthäkchen", stellte Vater Kampe ihr seine Kinder stolz vor. Seine Frau schien den Eindruck zu haben, daß solche Förmlichkeiten nicht notwendig waren, denn sie herrschte Ragnhild recht unfreundlich an, sich endlich zu setzen. „Schließlich braucht der Kaffee deinetwegen nicht kalt zu werden", äußerte sie abschließend.

Arthur fiel es offenbar schwer, seinen Blick von Ragnhild abzuwenden, und etwas in seinem Gehaben war dem Mädchen sehr peinlich. Bisher hatte noch kein Mann gewagt, sie so dreist zu mustern ...

* * *

Fortsetzung von Seite 4 — „Hollidays Weg" von G. F. Bucket

er Holliday drüben am kleinen See entdeckt. Er reitet dicht heran, nimmt dann einen Fuß aus dem Steigbügel und legt sein Bein um das Sattelhorn. So sitzt er bequem im Sattel, holt sein Rauchzeug hervor und dreht sich eine Zigarette.

Holliday befestigt einen neuen Wurm am Haken und wirft die Angel wieder aus. Dann sagt er beiläufig:

„Mister, Ihr Schatten fällt über das Wasser und vertreibt mir die Fische."

Jack Drango lacht. „Eigentlich müßte ich Sie erschießen", sagt er, „denn die McLane-Brüder und Johnny Powder gehörten zu mir. Sie sollten die Bank ausrauben, weil diese Bank nicht mehr Emmet Lester, sondern Josuah Brackett gehört. Brackett sollte die Bankräuber verfolgen. Wir hatten einen guten Platz für einen Hinterhalt ausgewählt. — Sie haben mir viel Schaden zugefügt, Mister Miller."

„Es ließ sich nicht vermeiden", murmelt Holliday. „Denn ich wollte gern die siebentausend Dollar behalten."

„Das kann ich verstehen", grinst der Bandit. „Und deshalb werde ich Sie nicht erschießen."

Holliday erwidert darauf nichts. Er hält es für unwichtig, darüber zu streiten, ob dieser Mann schnell genug mit dem Colt sein könnte. Er wartet vielmehr darauf, daß der Besucher den Grund seines Kommens vorträgt.

Und das geschieht auch sofort.

Jack Drango ist ein Mann, der niemals lange herumtändelt. Und so sagt er:

„Ich kann Ihnen sagen, wer Sam Worth aufhängte, bis er tot war."

Holliday legt die Angelrute auf den Boden und erhebt sich langsam.

„Wer sind Sie?" fragt er.

„Jack Drango."

Holliday verrät keinerlei Überraschung. Aber er hat schon von Jack Drango gehört. Dieser Bandit ist mehr als berüchtigt und wird in einem halben Dutzend von Staaten von den Sheriffs gesucht. Überall gibt es Steckbriefe von ihm.

„Sind Sie nicht neugierig, wem Sam Worth zum Opfer fiel?" fragt der Bandit.

Holliday überlegt.

„Warum wollen Sie mir diesen Tip geben, Drango? Was versprechen Sie sich davon?"

„Ich habe gehört, daß Sie Hitt Brackett von den Beinen geschossen und dann zu seinem Bruder gebracht haben. Selbst unter der Hackebeil-Mannschaft habe ich meine Leute. Und man hat mir gemeldet, daß Josuah Brackett zu Ihnen nett war und keinen Versuch machte, Ihren Skalp zu bekommen."

Drango macht eine Pause, lächelt blitzend und wirft dann den Zigarettenstummel ins Wasser.

„Sie hätten Hitt Brackett töten sollen", sagt er dann. „Dann hätten Sie Sam Worths Mörder getötet."

„Haben Sie Beweise, Drango?"

„Ich habe sie, Mister. Jemand hatte durch ein Fenster der Hackebeil-Ranch auf Josuah Brackett geschossen und ihn nur verwundet. Aber Hitt Brackett wurde mächtig wild und begann eine große Jagd. Sie überraschten einige Freunde von mir beim Viehraub. Es gab Tote Der Rest meiner Freunde floh in alle Himmelsrichtungen. Hitt Brackett verfolgte einen dieser Flüchtigen. Der Mann war verwundet und verkroch sich hier ohne Sam Worths Wissen in der halbfertigen Scheune. Hitt Brackett hatte die Spur bestimmt verloren — aber er kam auf diese Ranch, weil er sich daran erinnert hatte, wie schlimm Sam Worth damals von Mingo Skip verprügelt worden war. Für ihn war Sam Worth der Schütze. Es war für ihn klar, daß Sam Worth sich für die erhaltene Prügel nicht bei Mingo Skips, sondern bei dessen Boß »erkenntlich« zeigen wollte. Er kam her, rief Sam Worth heraus. Als der aus der Tür trat, schoß Hitt Brackett sofort. Und damit in diesem Lande niemand mehr auf die Idee kommen sollte, auf einen der beiden großmächtigen Bracketts aus dem Hinterhalt zu schießen, hängte er ihn an einen Baum. — Mein Freund hat alles gesehen."

Drango verstummt hart. Er nimmt sein Bein vom Sattelhorn und schiebt den Fuß wieder in den Steigbügel.

„Nun wissen Sie Bescheid, Mister", sagt er rauh und zieht sein Pferd herum.

„Warum haben Sie mir das erzählt, Drango?"

Der Bandit zögert.

Dann deutet er zu Cole Twist hinüber. „Der Junge dort wurde genauso verprügelt wie damals Sam Worth. Und wieder war es jemand von der Hackebeil-Ranch. Es gibt wieder jemand im Lande, dem es zuzutrauen ist, daß er aus einem Versteck heraus auf einen Brackett schießt. Es kann sich also alles wiederholen. Dann beginnt die Jagd aufs neue. Und Sie sollen eine Chance haben, Mister. Ich liebe Sie nicht. Wenn man Sie jedoch in einer der nächsten Nächte aus dem Haus rufen sollte, dann wissen Sie, was es zu bedeuten haben könnte."

Nach diesen Worten reitet er davon.

Und Holliday wundert sich über die Warnung. Aber dann begreift er, daß er nur eine Nebenfigur in einem schlimmen Spiel ist und Jack Drango nur von ihm erwartet, daß er den Leuten von der Hackebeil-Ranch möglichst großen Schaden zufügt.

Holliday blickt zu Cole hinüber. Auch Cole späht hinter Jack Drango her, der sich nochmals umwendet und winkt, bevor er auf seinem grauen Pferd wieder im Wald verschwindet.

Plötzlich bewegt sich Cole und eilt zum Corral, in dem sich die Pferde befinden. Er pfeift seinen Schecken herbei, der ihm wie ein Hund gehorcht, nimmt den Sattel von der Stange und wirft ihn auf den Pferderücken.

„Cole!" ruft Holliday laut und setzt sich in Bewegung.

Aber er schafft es nicht. Bevor er den Corral erreicht, reitet Cole davon. Er blickt nicht zurück und verschwindet zwischen Stall und Scheune aus Hollidays Blickfeld.

Keuchend und erschöpft erreicht Holliday den Ranchhof. Er trifft Ann.

„Was ist mit Cole?" fragt sie voller Sorge.

„Dieser verdammte Jack Drango", knirscht Holliday. „Er hat dem Jungen eine Idee ins Ohr gesetzt. Wahrscheinlich hat er ihn aufgefordert, zu ihm in die Berge zu kommen."

„Dann reitet Cole jetzt zu den Banditen in die Berge?"

„Wenn er das nur täte — dann wäre es schlimm genug, aber nicht ganz so schlimm", seufzt Holliday bitter. „In Cole brennt Haß. Aber vielleicht hätte sich in den nächsten Tagen unser Einfluß auf ihn durchgesetzt. Er hätte seine Rachegedanken besiegen können. — Aber nun machte Jack Drangos Auftauchen alles zunichte. Ganz gewiß hat er dem Jungen Schutz und Unterschlupf angeboten und Coles Haß angestachelt. Cole weiß jetzt, wohin er reiten kann, wenn die Jagd beginnt."

* * *

SENSATIONELL
MITREISSEND
EINMALIG

Jeder Freund guter Wildwest-Literatur hat von dem in die Geschichte der Staaten eingegangenen Kampf Wyatt Earps und seiner Brüder gegen die berüchtigte O.K.-Ranch in der Nähe der alten Treibherdenstadt Tombstone gehört. An der Seite dieser tapferen Kämpfer schritt damals Doc J. P. Holliday — scheinbar todkrank und ausgebrannt. Aber der Weg dieses bekannten Spielers und Revolverhelden ging anders, als die meisten wissen. Ein bestimmtes Ereignis wurde zum Wendepunkt seines Lebens und machte ihn zum Helden einer packenden Western-Legende, die G. F. Bucket zu einem Roman von einmaliger Spännung und Dramatik gestaltet hat.



Unser Bild zeigt den bekannten Western-Darsteller Dan Dubbins in dem Film „Mein Wille ist Gesetz". Foto: MGM

Hollidays Weg

Ein mitreißender Wildwest-Roman von G. F. Bucket



Unser Bild zeigt den bekannten Western-Darsteller Guy Madison in dem spannenden Film „Reif für den Galgen" Foto: Columbia

Hier eine Leseprobe:

Drei Tage verlaufen ruhig und ohne Zwischenfall.

Am vierten Tage steht Cole Twist auf und erscheint in der Küche.

Ann begrüßt ihn mit einem guten Lächeln und setzt ihm das Frühstück vor. Cole schaut dankbar zu ihr auf.

„Ich danke Ihnen für alles, Madam. Sie sind sehr gut zu mir."

Sie legt einen Moment ihre Hand auf seinen wirren Haarschopf. Cole sieht noch schlimm aus, obwohl die Schwellungen in seinem Gesicht zurückgegangen sind. Aber es hat sich verfärbt. Er sitzt auch schief auf dem Stuhl. Seine Rippen schmerzen wohl bei jeder Bewegung.

„Cole", sagt sie, „es wird alles gut und richtig werden."

„Sicher", sagt er seltsam fest und beginnt zu essen. Dann geht er hinaus und beginnt, an den Corrals schadhafte Stangen zu ersetzen. Er arbeitet sehr vorsichtig.

Später kommt Holliday mit seiner Angelrute vorbei und bleibt einen Moment stehen. Die drei Tage, die ruhig verliefen und die er behaglich in der Sonne oder bei leichter Bewegung verbrachte, haben ihm etwas Erholung und Besserung gebracht.

Cole hält inne und sieht ihn seltsam an.

„Ich glaube nicht, daß die Bracketts uns in Frieden leben lassen", sagt er heiser. „Sie haben sich täuschen lassen, Jim."

„Nein, Cole. Und du solltest den heißen Wunsch bekämpfen, dich an den Bracketts für die Prügel zu rächen. Still, Cole! Ich weiß, daß du Zorn, Scham und Haß verspürst. Aber vergiß die Prügel! Hitt Brakkett hat seine Strafe erhalten."

„Hitt ist nur ein wilder Wolf. Die Befehle gibt sein großer Bruder. Von Josuah Brakkett geht aller Verdruß aus", murrt der Junge störrisch. „Ich werde wegreiten", sagt er dann fest.

„Das werde ich nicht zulassen, Cole. Auf dich achte ich wie auf Ann und Jimmy. Du gehörst zu uns. Reite nur weg — dann hole ich dich zurück."

Nach diesen Worten geht Holliday weiter. Cole Twist starrt ihm nach.

„Zum Teufel", sagt er, „sie vertrauen auf Josuah Bracketts Wort. Nun, ich werde auf meine Art dafür sorgen, daß er es auch halten wird."

Er will sich wieder seiner Arbeit zuwenden, da sieht er einen Reiter kommen. Es ist Jack Drango.

Bald verhält dieser bei ihm sein Pferd und blickt mit leichtem Spott auf ihn nieder. Drango ist groß und geschmeidig wie eine Raubkatze. Er hat rabenschwarzes Haar und ein kühnes Gesicht. Ja, er wirkt schon äußerlich wie ein Pirat der Weide. Und er ist gefährlich. Was Josuah Brackett hier im Oase-Valley zu sein glaubt oder auch sein mag, dies ist Jack Drango dort in den Bergen: Der Boß über mindere Männer.

Der Bandit nickt Cole Twist zu und murmelt lässig:

„Komm zu mir in die Berge, Junge! Dann bekommst du viele Gelegenheiten, es den Bracketts zurückzuzahlen. Du wirst die Zeichen von Hitts Fäusten dein ganzes Leben lang im Gesicht behalten. — Komm zu mir in die Berge, Junge!"

Ohne auf Coles Erwiderung zu warten, reitet der Bandit weiter, denn längst hat

Fortsetzung auf Seite 3